

Jörg Fischer | Tobias Kosellek (Hrsg.)

Netzwerke und Soziale Arbeit

Theorien, Methoden, Anwendungen

2. Auflage

Jörg Fischer | Tobias Kosellek (Hrsg.)
Netzwerke und Soziale Arbeit

Edition Soziale Arbeit

Herausgegeben von
Hans-Uwe Otto | Hans Thiersch

Jörg Fischer | Tobias Kosellek (Hrsg.)

Netzwerke und Soziale Arbeit

Theorien, Methoden, Anwendungen

2., durchgesehene und erweiterte Auflage

BELTZ JUVENTA

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronische Systeme.



Dieses Buch ist erhältlich als:
ISBN 978-3-7799-3887-3 Print
ISBN 978-3-7799-5081-3 E-Book (PDF)

2., durchgesehene und erweiterte Auflage 2019

© 2019 Beltz Juventa
in der Verlagsgruppe Beltz · Weinheim Basel
Werderstraße 10, 69469 Weinheim
Alle Rechte vorbehalten

Herstellung: Hannelore Molitor
Druck und Bindung: Beltz Grafische Betriebe, Bad Langensalza
Printed in Germany

Weitere Informationen zu unseren Autor_innen und Titeln finden Sie unter:
www.beltz.de

Vorwort

Jörg Fischer und Tobias Kosellek haben einen Herausgeberband zum Thema „Netzwerke und Soziale Arbeit“ vorgelegt, der in seiner Struktur und durch die Qualität der AutorInnen mit Sicherheit die Diskussion um den Stellenwert des Begriffes und des Arbeitsansatzes Netzwerk in den theoretischen, analytischen, methodischen und praxisrelevanten Herausforderungen grundlegend beeinflussen wird. Ist bislang dieser Begriff vielerorts in der Sozialen Arbeit im Rahmen deskriptiver Klärungen von in der Regel institutionellen Zusammenhängen verwendet worden, ohne dabei eine wirklich weiterreichende Systematisierung im Theorie-Praxis-Verhältnis der Sozialen Arbeit zu befördern, so sind mit dieser Veröffentlichung Vorgaben gemacht, die für die Qualität zukünftiger Diskussionen bestimmend sein werden.

Darauf machen insbesondere die theoriebezogenen Artikel aufmerksam, wobei gleichzeitig aufgezeigt wird, dass der Netzwerkbegriff mittlerweile und mit dieser Veröffentlichung definitiv eine gewisse Beliebigkeit verloren hat und im Rahmen weitergehender Forschungen sich nun verstärkt empirisch evidenten Wissensbeständen in der Sozialen Arbeit nicht zuletzt im Hinblick darauf zuzuwenden hat, um die Grundlagen neuer Sichtweisen weiter zu klären. Insbesondere wird zu prüfen sein, ob die netzwerktheoretischen Analysen und ihre in der Sozialen Arbeit nicht zu übersehende, einsetzende ideologische Verdichtung mehr einer dispositionalen Fixierung auf eine vorherrschende Normativität folgen und eine damit verbundene entsprechende weitgehende Umsetzung als effizienzorientierte Optimierungsabsicht der vorherrschenden Institutionalisierungsformen verbunden bleibt – oder für eine alternative Erweiterung im Hinblick auf vorherrschende konservative Arbeitsroutinen hilfreich sein kann. Gerade in Hinsicht auf die immer wieder proklamierten Aussagen über ein neues Verhältnis von Individuum und Gesellschaft und die sich daraus ergebenden handlungstheoretisch möglichen Konsequenzen müssen überprüft werden, ob und welche Anknüpfungspunkte sich für eine kritische Soziale Arbeit ergeben.

Bis zu einer entsprechenden Umsetzung von Netzwerkansätzen als Arbeitsprinzip, die sich dann auch einer evaluativen Wirkungsanalyse öffnen müssen, ist noch ein weiter Weg. Für die Soziale Arbeit bestehen dabei folgende Herausforderungen:

1. Begriffliche Schärfung des Netzwerkansatzes, ohne sich in den vielfältigen Differenzierungen als Netzwerktheorie, Netzwerkanalyse und ihrer entsprechenden disziplinären Vielfalt zu verlieren.
2. Entwicklung eines Anwendungsbezugs für Soziale Arbeit, die eine kritische Gesellschaftstheorie zum Ausgangspunkt nimmt und gerade in den intendierten Verknüpfungslinien zwischen Individuum, Problem und Kontext im institutionellen Setting sich der Politik einer manageriellen Steuerungsstrategie widersetzt.
3. Stärkung einer problembezogenen Professionalität als Identitätsbildung der Sozialen Arbeit und nicht, davon abgesetzt, lediglich eine abermals modernisierte Form einer inzwischen zunehmend regressiv agierenden Sozialraumorientierung zu forcieren.

Alles das spricht dafür, sich den Mühen der Auseinandersetzung mit der Netzwerkanalyse in ihren Theorien und Methoden nicht zu entziehen, sondern die Chance zu ergreifen, sich daraus ergebende begriffliche Neuerungen im eigenen Feld auch im Hinblick auf Veränderungen von Routinen zu betrachten, die in ihrer Standardisierung Konventionen präsentieren, die oft stärker einen auslaufenden Charakter haben als eine perspektivische Verstärkung, die mehr sein muss als nur eine Maskierung des Bekannten. Sich hierauf einzulassen bzw. sich auch einlassen zu können, ist eine sowohl intellektuelle als auch anwendungsbezogene, aber immer auch eine gesellschaftspolitische Herausforderung. Es bleibt abzuwarten, wie die Fachwelt in Disziplin und Profession darauf reagiert. Die vorliegende Veröffentlichung hat hierzu wahrlich faszinierendes Argumentationsarsenal geliefert.

Hans-Uwe Otto

Inhalt

Jörg Fischer, Tobias Kosellek

Netzwerke in der Sozialen Arbeit von der quantitativen zur
qualitativen Herausforderung – eine Einleitung zur zweiten Auflage 11

Jörg Fischer, Tobias Kosellek

Netzwerkorientierung in der Sozialen Arbeit – eine Einleitung 17

Theoretische Verortung von Netzwerken in der Sozialen Arbeit

Michael Winkler

Netzwerke(n) in der Sozialen Arbeit
Vermutlich eine Polemik, zumindest aber der Verweis
auf eine Dialektik 24

Michael May

Netzwerktheorien in der Sozialen Arbeit 50

Hans Merrens

Netzwerke und Neoinstitutionalismus 84

Wilfried Hosemann

Systemische Soziale Arbeit und Netzwerke 98

Stephan Lorenz

Tafeln als Netzwerk – im transnationalen Netz der Tafeln?
Ambivalenzen des Netzparadigmas 114

Jan Fuhse

Kommunikation und Handeln in Netzwerken 133

Veronika Tacke

Systeme und Netzwerke – oder: Was man an sozialen Netzwerken
zu sehen bekommt, wenn man sie systemtheoretisch beschreibt 149

Horst Uecker

Soziale Arbeit zwischen Netzwerken und Organisationen –
ein kommunikationstheoretischer Vergleich 169

<i>Georg Cleppien, Tobias Kosellek</i> Vertrauen in Netzwerke(n)	182
<i>Günter Rieger</i> Soziale Arbeit, Netzwerke und Gerechtigkeit	205
<i>Jan Zychlinski</i> Netzwerke und Sozialraum in der Sozialen Arbeit – kritische Bestandsaufnahme eines spannungsreichen Verhältnisses	221
<i>Heinz-Jürgen Stolz, Johannes Schütte</i> Wirkungslogiken in kommunalen Präventionsketten – eine praxistheoretische Reflexion	237
<i>Christian Kolbe, Claus Reis</i> Machtfreie Netzwerke? Von Machtverhältnissen und ihrer De-Thematisierung	276
Netzwerken als methodisches Handeln in der Sozialen Arbeit	
<i>Joachim Wieler</i> Der Wald vor lauter Bäumen Netzwerke und die Geschichte/n der Sozialen Arbeit	294
<i>Herbert Schubert</i> Netzwerkmanagement in der Sozialen Arbeit	329
<i>Tilly Miller</i> Das Pendeln zwischen Systemen und Netzwerken: Eine Herausforderung für die Akteure	349
<i>Matthias Hüttemann, Cornelia Rüeegger</i> Die Perspektive sozialer Netzwerke als Option sozialpädagogischer Diagnostik	357
<i>Frank Eger</i> Lösungsorientierte Netzwerkarbeit	370
Netzwerke in Handlungsfeldern Sozialer Arbeit	
<i>Petra Bauer</i> Beratung und Netzwerke	384
<i>Christine Meyer</i> Netzwerke im Alter – Altern zwischen (zu) viel Raum und (zu) wenig Netzwerk!?	402

<i>Christiane Meiner, Jörg Fischer</i> Gelingender Kinderschutz durch Netzwerkbildung? – Implementierungsstrategien auf kommunaler Ebene	422
<i>Karl Friedrich Bohler, Tobias Franzheld</i> Analyse von Netzwerkstrukturen in Kinderschutzfällen	443
<i>Jörg Fischer</i> Netzwerkorientiertes Handeln in der kommunalen Bildungs- und Sozialpolitik	461
<i>Nadia Kutscher</i> Virtuelle Soziale Netzwerke als Raum Sozialer Arbeit – Herausforderungen und Perspektiven für Bildung und Teilhabe	476
<i>Jörg Fischer, Christoph Huth</i> Vernetzung im ländlichen Raum Frühkindliche Bildung in der Kooperation zwischen Politik, Kindertagesstätten und Eltern	498
<i>Heinz-Jürgen Stolz</i> Die Kinder- und Jugendhilfe in lokalen Bildungslandschaften – Ergebnisse einer empirischen Studie	517
<i>Jens Pothmann</i> Netzwerk Bildungslandschaften Perspektiven der Kinder- und Jugendarbeit in und neben der Schule	536
<i>Bernd Dollinger</i> Jugendkriminalität im Netzwerk Kooperative Strukturen der Bearbeitung von Delinquenz	546
<i>Silke Birgitta Gahleitner, Hans Günther Homfeldt</i> Gesundheitsbezogene Soziale Arbeit und soziale(s) Netzwerke(n)	568
Die Autorinnen und Autoren	591

Netzwerke in der Sozialen Arbeit von der quantitativen zur qualitativen Herausforderung – eine Einleitung zur zweiten Auflage

Der Stand der Netzwerkentwicklung

In der ersten Auflage des Bandes „Netzwerke und Soziale Arbeit“ in 2013 sprachen wir, die beiden Herausgeber, von einer Konjunktur des Netzwerkbegriffs. Sowohl im transdisziplinären Theorieverständnis der Sozialen Arbeit als auch in der gegenwärtigen Praxis wurden Vernetzungsphänomene in vielen Themenbereichen und Handlungsfeldern sichtbar. Obwohl Soziale Arbeit Formen des vernetzten Zusammenwirkens bereits im klassischen Grundrepertoire des methodischen Handelns aufweist, wurden mit dem Hype um den Vernetzungsgedanken ab etwa 2010 Dimensionen des Vernetzens und damit verbundene Fragestellungen und Herausforderungen sichtbar, die weit über eine bloße Handlungsmethode Sozialer Arbeit hinausreichen. Unsere Definition aus 2013, wonach Netzwerkorientierung in einer dreifachen Intention als Netzwerkansatz im Sinne eines theoretischen Ansatzes zur Auftragsbestimmung und Definition Sozialer Arbeit, als Netzwerken im Verständnis einer etablierten Form methodischen Handelns und als Netzwerk entsprechend einer neuen institutionellen und professionellen Handlungsebene Sozialer Arbeit zu deuten ist, erwies sich als brauchbare Unterteilung, um die Auswirkungen des Vernetzens in seiner ganzen Breite systematisch erfassen zu können (vgl. Fischer/Kosellek in diesem Band).

Gleichzeitig ist unsere Befürchtung, wonach Vernetzung gerade aufgrund seiner mannigfaltigen Bedeutung mit allen möglichen Formen des Zusammenarbeitens in einen Topf geworfen wird und damit Gefahr läuft, substanzlos zu werden, weiterhin berechtigt. Genau dieser Umstand und der gleichzeitige Optimismus bezüglich der Potentiale der Netzwerkorientierung in allen Handlungsfeldern der Sozialen Arbeit stellte nicht nur die eigene Motivation der Herausgeber in 2013 dar, sondern bleibt auch 2018 bestehen.

Die Relevanz des Themas ist weiterhin immanent. Allein hierin ist bereits ein bedeutender Unterschied zu vielen anderen Konzepten und Ansätzen in der Theorie und Praxis Sozialer Arbeit feststellbar, die sich schnell lediglich als Modethema entpuppen und zeitnah in der Aufmerksamkeits-skala nach unten tendieren. Die Entwicklung des Vernetzungsgedankens als ein neues Paradigma Sozialer Arbeit (Böwer/Fischer 2014) ist fortwährend von einer großen Bandbreite und Dynamik gekennzeichnet. In der Entwicklung lassen sich bestimmte Kennzeichen ableiten, die für das Verständnis von der Einordnung prägend sind:

1. Flächendeckende Verbreitung von Netzwerken

Im Zuge der quantitativen Ausbreitung von vernetzten Formen der Zusammenarbeit kann in mehreren Handlungsfeldern wie dem Kinderschutz, den Frühen Hilfen oder Zusammenarbeit von Schule und Jugendhilfe eine flächendeckende Vernetzung konstatiert werden (NZFH 2014). In vielen anderen Feldern ist eine breite Dynamik bei der Implementierung von Netzwerken wahrnehmbar.

2. Höhere Professionalität der Netzwerkarbeit

Die Strukturen der Netzwerkarbeit sind dabei geprägt von einem zunehmenden Grad an professioneller Koordination sowie an sich häufenden gesetzlichen Verpflichtungen, in denen Professionelle und Institutionen zu einer Zusammenarbeit rechtlich angehalten werden. Durch diese Regelungen schwindet der Anteil an rein auf Freiwilligkeit setzenden Formen der vernetzten Zusammenarbeit, weswegen sich auch der Charakter von Netzwerken in manchen Handlungsfeldern wie dem Kinderschutz deutlich verändert. Die Zunahme von Fachkräften, die in lokalen Netzwerken Koordinationsaufgaben übernommen haben, bedingt ein Ansteigen von lokal vorhandener Expertise im Netzwerkmanagement.

3. Ausdehnung von Netzwerken in neue Handlungsfelder

Durch die wachsende Expertise im Umgang mit Netzwerken erfolgt ein Umdenken in vielen Handlungsfeldern. Obwohl vernetztes Arbeiten bislang vor allem in kleineren Aufgabefeldern Anwendung fanden, werden deren methodische Ableitungen allerdings zunehmend für die vernetzte Lösung von Kernherausforderungen Sozialer Arbeit etwa im Ausbau der frühkindlichen Pflege oder im Inklusionsbereich umgesetzt. Ein struktureller Lerneffekt, der dafür bereits genutzt werden kann, ist das Entstehen völlig neuer

Formen der interinstitutionellen und multidisziplinären Zusammenarbeit. Durch Netzwerke kommen Berufsgruppen und Institutionen miteinander in Berührung, die oftmals noch nie zusammengearbeitet haben. Dies bietet sowohl den Professionellen wie auch den beteiligten Institutionen völlig neue Lernzugänge und Handlungsansätze. Durch das Netzwerken reduzieren sich die Unsicherheiten im Umgang mit der Umwelt.

4. Neue methodische Ansätze durch das Netzwerkhandeln

Schließlich lassen sich aus dem Netzwerkhandeln auch methodisch neue Formen der Problembearbeitung ableiten, die Einfluss auf das Verständnis Sozialer Arbeit haben. Mit der institutionellen und professionellen Einbindung in Netzwerke ergibt sich ein erweiterter Analyse- und Arbeitsansatz zur Erreichung gemeinsamer Ziele, der gleichzeitig auch die eigene Identität als Organisation und als Fachkraft wahrt. Es gehört jeweils zur Verhandlungsmasse, den Grad der Eingebundenheit als Person und Institution sowie die Abgrenzung von Netzwerk und eigener Herkunftsinstitution zu bestimmen und neu zu justieren.

Gleichzeitig ergeben sich aus den inhaltlichen und strukturellen Gegebenheiten für das Netzwerkhandeln methodische Herausforderungen, die Unsicherheiten aufweisen in Bezug

- auf die Erfassung von zuständigkeits- und handlungsfeldübergreifenden Bedarfen,
- die tatsächliche Einbindung von Zielgruppen,
- das Schaffen von niedrigschwelligen und nicht nur rein problemzentrierten Zugängen,
- das Ableiten von nachhaltig funktionierenden Ansätzen und
- die jeweilige Definition von Erfolg und Wirkung in den einzelnen Handlungsschritten.

Erschwert wird die Suche nach geeigneten Lösungen durch den notwendigen Umgang mit verschiedenen Logiken der Politik, der Verwaltung, des Marktes und der Gesellschaft in ihrer Rolle als intermediäre Instanz.

Aus diesen Tendenzen heraus lassen sich zunehmend Netzwerke als eine wertvolle Ergänzung zu bestehenden klassischen Steuerungsformen des Staates, der Verwaltung und des Marktes begreifen. Obwohl die Pole von Netzwerke und Verwaltung mit ihrer Spezialisierung, der Hierarchie, der Regelgebundenheit und der Aktenmäßigkeit sich eigentlich diametral entgegenstehen, lassen sich durch Vernetzung eine Anpassung an veränderte Kontexte und Problemkonstellationen in der Verwaltung vornehmen. Damit verbunden ist als zunehmend diskutierte Herausforderung eine stärkere Integrations- und Koordinationsherausforderung, die nicht nur Fachkräfte,

sondern gerade auch Leitungskräfte vor veränderte Aufgaben stellt und sich nur mit einer engen Verknüpfung mit integrativer Steuerung lösen lässt.

Tendenzen in der Netzwerkentwicklung

Aus den Kennzeichen der Netzwerkentwicklung heraus lassen sich Tendenzen ablesen, die uns in Gegenwart und Zukunft weiter beschäftigen und die Netzwerkdebatte beeinflussen werden. Im Mittelpunkt dieser Überlegungen steht zum einen der Qualitätsbegriff. Dahinter steht die zunehmende Einsicht, dass nicht allein der quantitative Ausbau für den Erfolg spricht, sondern mit dem Netzwerk die Erreichung eines bestimmten inhaltlichen Ziels verbunden ist. Insofern stehen Fragen nach der Bestimmung von Bedarf, Zielen und den Indikatoren zur Messung der Erreichbarkeit im Fokus. Die zentrale Herausforderung hierbei ist es, auf das Netzwerkgeschehen passende Ansätze zur Bestimmung und Stärkung von Qualität und Ideen zu deren Umsetzung in der Praxis zu entwickeln.

Damit einhergeht geht eine weitere Tendenz in der Fortentwicklung des Netzwerkgeschehens. Analog zur generell steigenden Legitimationsbedürftigkeit Sozialer Arbeit stehen viele Netzwerke inmitten der Herausforderung, sich mit dem eigenen Wirkungsverständnis und den Konsequenzen des eigenen Netzwerkhandelns zu befassen. Mit Blick auf die Wirkung von Netzwerken ist es von entscheidender Bedeutung, das Netzwerk hinsichtlich seiner Fähigkeit zu hinterfragen, trotz heterogener Zusammensetzung von Professionellen und Institutionen eine Geschlossenheit und Produktivität des Netzwerks zu erreichen. Dabei kommen zwei Mechanismen zum Tragen: Mit dem Schließungsmechanismus als eine Form von Abgrenzung wird das Ziel befördert, nach innen eine gemeinsame Identität zu erreichen und den notwendigen vertrauensvollen Umgang zu entwickeln, um eine Herstellung von Wirkung ermöglichen zu können. Daneben benötigen Netzwerke in einer zweiten Wirkungsperspektive von Netzwerken die Fähigkeit, aus dem Netzwerk heraus zu wirken und Übertragungsstrukturen zu entwickeln, die einen permanenten Fluss von Erkenntnissen im Netzwerk über dessen Grenzen hinaus ermöglichen. Mit diesem Übertragungsmechanismus sind Netzwerke in der Lage, über den unmittelbaren Akteurskreis weiterzudenken und den Wirkungskreis massiv zu vergrößern. Genau das darauf beruhende Verständnis von Wirkung und die Herausforderung seiner Bewältigung bilden einen weiteren künftigen Schwerpunkt der Netzwerkdebatte.

Schließlich stehen institutionelle Netzwerke inmitten der Herausforderung, in die Feststellung der Bedarfe und die Entwicklung von Angeboten die Zielgruppen stärker an diesen Aushandlungsprozessen teilhaben zu lassen und partizipative Elemente zu stärken. Partizipation bildet somit einen Schlüsselbegriff (Fischer/Geene 2017, S. 11). Netzwerke, die durch ihren

multiprofessionellen und interinstitutionellen Zuschnitt geprägt sind, können ihren Auftrag langfristig nur erreichen, wenn Übergänge zu sozialen Kapitalformen in der Zivilgesellschaft geschaffen werden und die Bestimmung sozialer Probleme nicht allein expertokratisch wahrgenommen wird. Im Sinne ihrer gesellschaftlichen Funktion können Netzwerke ihre Legitimation sichern, solange sie die integrativen Potentiale des Vernetzungsansatzes auch tatsächlich ausschöpfen und sich nicht ausschließlich hinter professioneller Fremddeutung verschanzen.

Über dieses Buch

Die Beiträge der ersten Auflage dieses Buches haben die zentralen Aspekte der Netzwerkdiskussion aufgegriffen und stellen damit bis heute einen wichtigen Meilenstein in der wissenschaftlichen und professionellen Netzwerkdiskussion dar. Insofern behalten alle Beiträge ihre Gültigkeit und verdienen auch in der zweiten Auflage Berücksichtigung zu finden. Aufgrund der Fortentwicklung der Netzwerkdiskussion wurden in die zweite Auflage drei weitere Beiträge analog zu den erwähnten Tendenzen aufgenommen, die sich mit in ihrer Relevanz neuhinzugekommenen ausgewählten Aspekten befassen. Dazu zählt der Beitrag von Stolz und Schütte zu den Wirkungslogiken in kommunalen Präventionsketten als einen wichtigen Beitrag zur Definition von Wirkung in Netzwerkzusammenhängen sowie der Beitrag von Kolbe und Reis, in dem der Umgang mit Macht in Netzwerken hinterfragt wird. Schließlich wird mit dem Beitrag von Eger zum lösungsorientierten Arbeiten mit und in Netzwerken ein Zugang aufgenommen, der die Zielorientierung im praktischen Handeln von Netzwerken analysiert.

Wir, die beiden Herausgeber, verbinden mit dieser zweiten Auflage die Hoffnung, dass dieser Sammelband weiterhin die wissenschaftliche Diskussion um die Netzwerkorientierung befruchtet und auf der professionellen Ebene Hilfestellung in der Fortentwicklung von Netzwerken bietet.

Besonderer Dank

Die beiden Herausgeber danken allen neu hinzugekommenen Autoren dieses Bandes für ihre fachlichen Beiträge und die ausgezeichnete Form der Zusammenarbeit. Herzlich danken möchten wir auch dem Verlag Beltz Juventa, bei dem wir uns jederzeit gut aufgehoben gefühlt haben.

Erfurt und Oelsnitz im Juli 2018

Literatur

- Böwer, M./Fischer, J. (2014): Frühe Hilfen nach dem Ende der Bundesinitiative 2015 – Perspektiven im Übergang von der Modellförderung zum Regelangebot. In: Sozialmagazin, 39. Jg., Heft 7–8, S. 88–96.
- Fischer, J./Geene, R. (2017): Kommunale Modernisierung durch Netzwerke in Frühen Hilfen und Gesundheitsförderung. In: Fischer, J./Geene, R. (Hrsg.): Netzwerke in Frühen Hilfen und Gesundheitsförderung – Neue Perspektiven kommunaler Modernisierung. Weinheim: Juventa, S. 8–17.
- NZFH (2014): Bundesinitiative Frühe Hilfen. Zwischenbericht 2014 mit Stellungnahme der Bundesregierung. Köln: BZgA.

Netzwerkorientierung in der Sozialen Arbeit – eine Einleitung

Netzwerkorientierung in der Sozialen Arbeit

Die moderne Gesellschaft als von Netzwerken durchzogen zu sehen, ja sie sogar als Netzwerkgesellschaft zu beschreiben, ist bei weitem keine neue Erkenntnis mehr und soll nicht bereits an dieser Stelle weitere Redundanzen erfahren. Speziell die Soziologie und Netzwerkforschung finden regelmäßig Anschlussstellen für neue Deutungen und Analysen. Doch welches Bild ergibt sich, nimmt man speziell Entwicklungen in der Sozialen Arbeit in den Blick? Wird auch sie von dieser Konjunktur beeinflusst? Sowohl im Sinne eines transdisziplinären Theorieverständnisses der Sozialen Arbeit als auch in der gegenwärtigen Praxis dürften Vernetzungsphänomene auf mehreren Analyseebenen von Bedeutung sein.

Spricht man von Netzwerken, so kann man sich schnell zahlreicher Zuhörer und mannigfaltiger Antworten sicher sein. Der Begriff ist in allen Lebensbereichen anzutreffen, jedoch ebenso omnipräsent wie dadurch begriffsleer. Gleichzeitig ist der Gedanke der Vernetzung als eine Grundorientierung Sozialer Arbeit von der institutionellen über die professionelle Ebene bis zum Umgang mit den Adressaten etabliert, ja sogar über dessen historischen Entwicklungsprozess das Fach bestimmend.

Die Netzwerkorientierung ist auf den ersten Blick in einer dreifachen Intention zu deuten als:

- der *Netzwerkansatz* im Sinne eines theoretischen Ansatzes zur Auftragsbestimmung und Definition Sozialer Arbeit,
- das *Netzwerken* als etablierte Form methodischen Handelns und
- das *Netzwerk* als neue institutionelle und professionelle Handlungsebene Sozialer Arbeit.

Es ergeben sich im Zuge dieser mannigfaltigen Verwendungen des Netzwerkbegriffs immer deutlicher Fragen der Abgrenzung und definitorischen Einengung. Selbstverständlich sind, wenn auch verschiedentlich erfolgreich, zahlreiche Versuche unternommen worden, eben diese Diffusität zu durchleuchten und die Nutzbarmachung der Netzwerkideen in all ihrer Viel-

falt voranzutreiben. Gleichwohl ergibt aus dieser scheinbaren Beliebigkeit und Omnipräsenz die Notwendigkeit einer Bestandsaufnahme zur gegenwärtigen Rezeption und Fortentwicklung des Netzwerkgedankens durch die Soziale Arbeit.

Über dieses Buch

Auf diesen grundsätzlichen Intentionen aufbauend sind innerhalb der Sozialwissenschaft und der Reflektion Sozialer Arbeit eine Vielzahl von Perspektiven und Ansätzen erkennbar, die einer zusammenfassenden Darstellung und Bezugnahme bedürfen. Daher soll im vorliegenden Herausgeberband der Frage nachgegangen werden, was der Netzwerkgedanke gegenwärtig beinhaltet, wovon er sich derzeit unterscheidet, wie er sich theoretisch fundieren und praktisch verorten lässt. Innerhalb dieses Rahmens ist natürlich von besonderem Interesse, welche direkten Verbindungslinien zur Sozialen Arbeit aktuell bestehen bzw. im Verlauf der Professionalisierung Sozialer Arbeit zu beobachten sind. Welchen Sinn stiften Netzwerke und der Vernetzungsgedanke in der Sozialen Arbeit? Welche ideologischen Anteile beinhaltet die Idee vom Netzwerken? Wozu das Vernetzen? Wie funktionieren Netzwerke? Wovon hängt dieses Funktionieren ab und wie können Netzwerke in ihrem Funktionieren beeinflusst werden? Wie wird mit dem Netzwerkgedanken innerhalb der Sozialen Arbeit umgegangen? Welche Perspektiven ergeben sich aus dieser Verwendung? Welcher Effekt ergibt sich für die Theoriebildung der Sozialen Arbeit, wenn Netzwerkbegriffe voneinander unterschieden werden und – darauf bestenfalls aufbauend – sich für das eine und nicht das andere Netzwerkverständnis in Theorie und Praxis entschieden wird?

Der eigene Zugang der Herausgeber zum Netzwerkgedanken in der Sozialen Arbeit ist geprägt von zweierlei: Zum einen erleben wir innerhalb abgeschlossener sowie bestehender Forschungs- und Beratungsprojekte eine mannigfaltige Rezeption der Netzwerkidee sowohl in der Wissenschaft, als auch innerhalb der Praxis und Politik Sozialer Arbeit. Eigene Beispiele hierfür lassen sich etwa in der Implementierung von Netzwerken im Kinderschutz, dem Aufbau von lokalen Bildungslandschaften oder den Planungsnetzwerken für eine integrierte Berichterstattung finden. In Anbetracht dieses anhaltenden politischen, fachlichen und wissenschaftlichen Interesses am Netzwerk ist es allerdings verwunderlich, mit welcher geringen Trennschärfe und Inhaltsvielfalt unter gleichzeitig hohem Erwartungsdruck eine Auseinandersetzung mit der Entwicklung, Implementierung und Fortentwicklung von Netzwerken verfolgt wird. Innerhalb dieser Perspektive zeichnet sich dabei aber auch das hohe Potential ab, welches mit der Stärkung von institutionellen, professionellen oder sozialen Netzwerken verbunden ist. Dies verwundert angesichts der damit verbundenen und überaus

spannenden Frage, wozu denn eigentlich ein derartiger Mangel an Trennschärfe bei gleichzeitigem Boom des Netzwerkbegriffs von Nutzen sein kann. Ist es dem/den Netzwerken zuträglich, wenn Standorte diffus bleiben können?

Im Vorfeld der Entstehung dieses Herausgeberbandes wurde den angefragten Autoren nicht nahegelegt, aus welcher theoretischen oder praktischen Position sie argumentieren sollen. Der Mannigfaltigkeit wohl wissend soll die fehlende Eindeutigkeit absichtlich produktiv genutzt werden und dazu beitragen, die Bandbreite und Facettenvielfalt der reflektiert oder unreflektiert verwendeten Begriffe von Netzwerken oder des Netzwerkes abzubilden. Daher kann es auch nicht Aufgabe der Herausgeber sein, sich abschließend für einen bestimmten Netzwerkbegriff zu entscheiden oder zu diesem hinzulenken.

Aufbau des Buches

Den eingangs erwähnten intentionalen Deutungsweisen von Netzwerken folgt ein dreiteiliger Aufbau des Bandes. Dies soll es ermöglichen, an die bereits bestehenden Kategorien anzuschließen und diese zu nutzen, zu reflektieren und gegebenenfalls zu verändern. Angesichts der vielfältigen Verwendung des Netzwerkbegriffes und der umfassenden Verfolgung des Netzwerkansatzes in der Praxis erscheint es weder sinnvoll noch machbar, in vollständiger Form auf alle Aspekte von Netzwerken und des Netzwerkes einzugehen. Vielmehr verfolgt dieser Herausgeberband innerhalb einer dreigeteilten Herangehensweise die Idee, anhand ausgewählter theoretischer, methodischer und praxisbezogener Zugänge die zentralen Kennzeichen der Definitionen, Potentiale und Begrenzungen der Netzwerkorientierung in systematisierter Form herauszustellen.

In einem ersten Teil zur theoretischen Verortung von Netzwerken in der Sozialen Arbeit wird neben einem Überblick über mögliche Zugänge zu ebendiesen die Unterscheidung ermöglicht, Netzwerke als soziale Struktur in der Gesellschaft oder als Semantik zur Selbstbeschreibung zu fassen. Die Autorinnen und Autoren suchen hierbei die Auseinandersetzung mit dem Netzwerkbegriff, um diesen Ansatz als Teil der Theoriebildung Sozialer Arbeit zu verdeutlichen. Im einleitenden Teil sind daher Beiträge zusammengefasst, die eine eigene Verortung neben oder gegenüber anderen Funktionssystemen und Nachbardisziplinen ermöglichen. Über gesellschafts- und zeitdiagnostische Fragestellungen hinaus fließen notwendigerweise auch begriffliche Abgrenzungen ein. Selbst ohne den Anspruch einer vollständigen, alle Facetten des Netzwerkansatzes beleuchtenden Darstellung wird in dieser umfassenden Analyse deutlich, welche begrifflichen Differenzen und unterschiedlichen Zugriffe in Verbindung mit dem Netzwerkansatz vorhanden sind. Gleichzeitig kann bei aller Heterogenität aber ein gemeinsamer

Kern der Betrachtung und ein umfassendes Potential des Netzwerkansatzes zur theoretischen Einordnung pädagogischen Handelns in der Sozialen Arbeit festgehalten werden. Netzwerke erscheinen hierbei als eine konstitutive Basis zur Analyse Sozialer Arbeit, deren Perspektive auf ihre Umwelt und ihrer gesellschaftlichen Verortung.

Nach dieser analytischen Betrachtung wird im zweiten Teil speziell das Netzwerken als methodisches Handeln in der Sozialen Arbeit beleuchtet. Im Anschluss an einen historischen Abriss der Entwicklung des Vernetzungsgedankens erfolgt eine Analyse, wie sich Netzwerke bilden bzw. gebildet werden. Auf dieser Idee aufbauend, erscheint das Netzwerken als eine Methode zum Gestalten, Führen und Leiten von organisatorischen Einheiten sowohl in der Binnenperspektive einzelner Institutionen als auch im Zusammenwirken mehrerer Institutionen der Sozialen Arbeit. Netzwerken als Methode Sozialer Arbeit wird aber auch als Ansatz dargestellt, mit dem eine Verknüpfung zu anderen Handlungsfeldern jenseits institutioneller Sozialer Arbeit und mit sozialen Netzwerken möglich ist. Gerade hier zeigen sich deutliche Potentiale, die einer weiteren Übertragung der Netzwerkkonzeption auf die spezifischen Bedingungen pädagogischen Handelns in der Erbringung von sozialen Dienstleistungen bedürfen. Die Unterschiede zwischen institutionellen und sozialen Netzwerken lassen sich dabei nicht immer scharf voneinander abgrenzen. Vielmehr ist künftig im Hinblick auf die Netzwerkkonzeption von einem Zuwachs an Vernetzungen außerhalb klarer organisatorischer Zuordnungen auszugehen. Es zeichnet sich in den Beiträgen der Autorinnen und Autoren weiterhin ab, welche Möglichkeiten der Problemlösung sich über ein aktives Herstellen oder Verändern von Netzwerken für die Soziale Arbeit ergeben. Einen zusätzlichen Wert erfährt das Netzwerken als Methode in diesem Sammelband neben dem klassischen Aufdecken von Bewältigungsressourcen und Mobilisierungsmöglichkeiten auch durch die Analyse von Diagnose- und Reflexionsmomenten.

Im dritten Teil werden Netzwerke in ausgewählten Handlungsfeldern der Sozialen Arbeit untersucht. Angesichts der schon skizzierten Potentiale von Vernetzung über herkömmliche institutionelle Abgrenzungen hinaus folgt diese Analyse nicht einer bloßen Aneinanderreihung von ausgewiesenen Praxisfeldern Sozialer Arbeit. Stattdessen nehmen die Beiträge jeweils, wenn auch keine Vollständigkeit beanspruchend und damit nur exemplarisch, handlungsfeldbezogene Verschränkungen vor, in die Soziale Arbeit eingebunden ist. Zwei Zugänge kennzeichnen hierbei diesen abschließenden Teil des Sammelbandes. Zu Beginn nehmen die Autorinnen und Autoren eine praxisbezogene Betrachtung von Netzwerken vor, die sich aufgrund ihrer eigenen Perspektive auf alle Handlungsfelder bezieht. Neben dem Beratungsaspekt sind diesbezüglich vor allem die genderspezifische Perspektive sowie der Vernetzungsbegriff aus dem Blickwinkel der Generationen zu nennen. Dieser Analyse schließt sich im zweiten Schritt eine Gliederung der Beiträge an, die sich eher an biografischen Abschnitten ori-

entiert und daher bewusst einzelne Überschneidungen in der Betrachtung zulässt. Mit dem Fokus auf institutionelle und soziale Netzwerke in der Lebenswelt von Kindern und Jugendlichen und dem Gesundheitsbereich kann eine wertvolle Einordnung der Netzwerkorientierung innerhalb der Praxis Sozialer Arbeit vorgenommen werden. Deutlich wird hierbei der konstitutive Bestandteil der Netzwerkorientierung innerhalb der praxisbezogenen Auslegung Sozialer Arbeit. Gleichzeitig lassen sich aus den Beiträgen auch notwendige Hinweise auf die strukturellen Begrenzungen bzw. semantischen Verwischungen der anscheinend omnipräsenten Netzwerkidee herauslesen. Insofern schließt sich in der Betrachtung der Methoden und Anwendungen der Kreis wieder zu den Theorien, die mit der Netzwerkorientierung in der Sozialen Arbeit verbunden sind.

Besonderer Dank

Die beiden Herausgeber danken allen Autorinnen und Autoren dieses Bandes für ihre fachlichen Beiträge und die ausgezeichnete Form der Zusammenarbeit. Ein ganz besonderer Dank richtet sich an Daniel Erdmann und Martin Weber, die mit einem hohen Maß an Ausdauer und Energie für die technische Bearbeitung der Beiträge gesorgt haben. Herzlich danken möchten wir auch dem Verlag Beltz Juventa, bei dem wir uns jederzeit gut aufgehoben gefühlt haben. Zum Anderen gilt unser Dank den Teilnehmern des Fachtages „Netzwerke – Systeme – Sozialer Raum“ der Deutschen Gesellschaft für Systemische Soziale Arbeit (DGSSA) in Jena. Dieser fand am 16. Juli 2011 in Kooperation mit dem Lehrstuhl für Sozialpädagogik und außerschulische Bildung des Instituts für Erziehungswissenschaft der Friedrich-Schiller-Universität Jena statt und führte letztendlich zu dem Entschluss, die Gedanken um Netzwerke weiter kreisen zu lassen und ebendiesen durch den vorliegenden Band einen Kristallisationspunkt zu ermöglichen.

Erfurt und Jena im Herbst 2012

**Theoretische Verortung
von Netzwerken
in der Sozialen Arbeit**

Netzwerke(n) in der Sozialen Arbeit

Vermutlich eine Polemik, zumindest aber der Verweis auf eine Dialektik

1. Es fällt im Allgemeinen gar nicht so leicht, für sich oder allein zu leben. Zwar berichten Medien immer wieder über *Waldmensen*, über skurrile Einzelgänger, die in selbst gebauten Unterständen hausen, sich von Wurzelwerk oder Abfällen ernähren, häufig genug von Plastiktüten umgeben. Schon das nimmt die Solitude. Denn die Plastiktüten erzählen von Discountern, welche das ganze Land überziehen und einfangen, wie es ein Greetsieler Fischer nicht besser mit den Krabbenbeständen tun könnte, deren Fang wegen des Preisverfalls ohnehin kaum lohnt. Wer oder was da im Wald lebt, das sind veritable Baggie-Existenzen, die dann Spaziergänger, weniger die Kinder, mehr aber die ordnungsliebenden Älteren erschrecken – wieder war es nichts mit der Einsamkeit. So richtig aus der Welt sind sie ohnedies nur selten, diese vom Volksmund gerne als *Waldschrat* Titulierten. Die nächste Autobahn ist ziemlich nahe, ebenso eine Bahnstrecke oder die Landebahn eines Flughafens. Auf Lärmschutzmaßnahmen kann der Waldmensch kaum hoffen, Bäume beklagen sich kaum Geräuschmissionen, in dieser Hinsicht gelten sie nämlich nicht als schützenswert; es geht ihnen nicht besser als den Bewohnern Frankfurter Vorstädte im Einflugsbereich des Rhein-Main-Airport.

Immerhin: die haben noch andere, um ihr Schicksal zu reden. Der Waldmensch spricht zum Getier, was sich bei anderen schon als erfolgreiche Überlebensstrategie erwiesen hat, die im Wald haben leben müssen. Deren Zahl ist gar nicht gering, dem berühmtesten von ihnen, Victor von Aveyron, hat Truffaut mit *der Wolfsjunge* sogar ein Filmmonument gestiftet, kurz nachdem Walt Disney Rudyard Kiplings *Dschungelbuch* und damit die Geschichte Moglis im Zeichentrick verfilmt hat. Spätestens das beweist: Wie immer man es drehen und wenden will, irgendwie steckt man doch mitten drin, sei es zwischen den Viechern des Waldes, die schon Romulus und Remus das Leben retteten und vermutlich der europäischen Jugend die Qual des Lateinunterrichts angetan haben, sei es als Objekt der Gaffer am Straßenrand, wie bei Victor, ehe seine fürsorgliche Belagerung durch die moderne Medizin und Pädagogik begann, oder eben in einer mehr oder we-

niger nachträglichen Verfilmung, die man rezeptionstheoretisch dann doch dem Lebenszusammenhang anrechnen kann. Manche bewältigen ihre Existenz ein wenig einsamer, solitär, erratisch, solipsistisch, mit Tendenz zu einer zivilen Form des Autismus; einige tendieren zu dem, wofür seit der Antike mit zunehmenden Aufwand das Konzept der Individualität, mithin die Vorstellung vom Individuum und seinem Ich bereit gehalten wird (vgl. van Dülmen, 2001); Ideen, die seit Beginn der Neuzeit zu normativen Leitfiguren schlechthin hochstilisiert wurden, zumal sie in enge Beziehung zu der der Freiheit gebracht wurden. Der soziologisch ein wenig absurd anmutende Riss zwischen Gesellschaft und Einzelnem sollte schließlich im Kontext einer theoretischen Vergewisserung über das moderne Freiheitsversprechen verstanden werden (vgl. Adorno, 2006, bes. S. 268ff.). Was übrigens nur bedingt gelingt, weil dieses Konzept der Individualität seine Wahrheit erst gewinnt, wenn man es konsequent biologisch interpretiert – worin es wiederum ein wenig sinnlos wird: Denn radikale Individualität kann es evolutionstheoretisch gar nicht geben. Die Kette der Lebewesen hängt ziemlich eng zusammen, alle sind Teile eines Ganzen, wengleich Blutzusammensetzung und Fingerabdrücke bestimmende Papillarleisten stets einmalig sind. Mehr als das: In aller Einzigartigkeit sind selbst Menschen Maschinen, mit dem Vorteil immerhin, dass sie durch die Medizin zu reparieren sind. Wahrscheinlich wäre zu danken dafür, dass wir gar nicht so individuell sind.

Das *zoon politikon*, wie Aristoteles es fasste, steht faktisch und systematisch an erster Stelle, wenn über Menschen nachgedacht wird. Bei aller Betonung des Individuellen und Subjektiven gibt es Individualität in sozialer und kultureller Hinsicht ebenfalls nur als kollektive Vorstellung, als Teil religiöser Auffassung, nämlich als Residuum der Gottebenbildlichkeit oder Gottesähnlichkeit, im Protestantismus schärfer gefasst noch als in allen anderen monotheistischen Religionen. Oder, davon bestimmt und anschließend, als Mentalitätsmuster, als erfolgreiche Theorie, die allerdings immer wichtiger geworden ist. Individualität im strengen Sinne bildet das *soziale Leitmotiv*, seitdem die Entlassung der Einzelnen aus den Zwängen der Standeszugehörigkeit nicht bloß Programm, sondern politische, soziale, kulturelle und vor allem sprachliche Realität geworden ist – zumindest irgendwie und irgendwo, ein bisserl vielleicht, meist nur andeutungsweise. Und dann doch in harter Wirklichkeit, die als Preis stets verschwiegen wird: Was als Individualisierung heute erscheint, ist nämlich stets an ökonomische Prozesse gebunden, daran, dass der Prozess der Kommodifikation sich auf alle Lebenszusammenhänge und Lebensformen ausgedehnt und diese der Formbestimmung kapitalistischer Waren unterworfen hat: Alle Menschen, unabhängig von Alter und Geschlecht sind gleich und frei, individuell und prinzipiell selbst bestimmt, drohte nur nicht der kleine Schönheitsfehler, dass sie sich zu ihrem eigenen Lebenserhalt doch als Ware verkaufen müssen; nicht minder gelten Gleichheit und Freiheit, Individualität und Selbstbestimmung im Konsum, zeigte sich hier nicht der Makel, dass es um *Massenkon-*

sum geht. Die alles durchdringende Kapitalisierung der Lebensverhältnisse und Lebensweisen, von Marx schon geahnt, erzeugt erst die brutale Vereinzelung, um die es heute geht.

Jedenfalls: seit der bürgerlichen Revolution, mit ihren in der Herkunft dann doch dunklen Parolen Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit (vgl. Ozouf, 2005), machen sich Menschen darüber Gedanken, ob Leibniz vielleicht recht hatte, als er sie als Monaden beschrieb – woran radikale Konstruktivisten bis heute glauben und sofort in die Falle wider die eigene Überzeugung zu tappen, dies allen anderen mitzuteilen, damit sie ihnen folgen. Menschen denken über sich nach, in Monologen, um zu begreifen, dass es ganz ohne Religio, ohne Wiederbindung nicht geht, wie der kluge Schleiermacher begriffen und verdeutlicht hat (vgl. Schleiermacher, 1978, 1983).

Kurz und gut, aber für strikte Individualisten ziemlich unerfreulich: Selbst die radikalen Freisetzungen, die historisch vermerkt werden konnten, dramatisch etwa in dem, was Marx angesichts der Brutalität der *Highland Clearances* als *ursprüngliche Akkumulation* beschrieb, aufregend in der bürgerlichen Revolution, die aber ebenfalls von Massen betrieben wurde, sind soziale Ereignisse. Jeder Individualisierungsschub zeigt sich damit verbunden, dass Beziehungen, Bindungen, Zusammenhänge bestanden und nun erst recht bestehen. Überraschen kann das freilich nicht. Denn die Evolutionsbiologie zeigt, wie die Kooperation von Menschen der entscheidende Motor für das eher unwahrscheinliche Überleben der Spezies und der Dynamo dafür war und ist, der die menschliche Entwicklung so weit voranbrachte und bringt, dass man bei allen Zweifeln im Einzelnen von einem kulturellen Fortschritt sprechen kann (vgl. Tomasello, 2002, bes. S. 23 ff.). Von einem Fortschritt, der übrigens alles in den Schatten stellt, was die Biologie so treibt. Die ist unvorstellbar langsam, während die menschliche, soziale und kulturelle Veränderung sich unvorstellbar rasch vollziehen. Beides gibt sogar Anlass zu erschrecken.

Was aber bedeutet nun das alles für das Thema Netzwerke? Die noch eher andeutenden Überlegungen holen einen für dieses auf den Boden der Tatsachen zurück! Religio(n), Bindungen, Beziehungen, faktische und normative Regelungen, Institutionen, ein Ethos, in der einen oder anderen Form umgeben Menschen ständig und bestimmen, wenn nicht sogar: steuern deren Fühlen, Denken und Handeln. Das geschieht mit einer Macht, die schon als Übermacht erlebt wird und entsprechend Ohnmacht auslöst, dem Über-Ich entkommen wir kaum, selbst wenn sogar psychoanalytisch Geschulte erwarten, dass sich seine Kraft verringert (vgl. z.B. Reimann, 2011). Man sollte nicht so tun, als wären Freiheit, Autonomie, Souveränität, Subjektivität wirklich so gegeben, dass wir uns jenseits von Beziehungen und Zwängen bewegen könnten. Diese sind und bleiben präsent, zuweilen im Vorurteil, oft genug nicht im Bewusstsein, aber doch so stark, dass noch die Mittel der Meinungsumfrage ihnen überzeugend auf die Spur kommen:

Nicht jeder, aber doch alle, hatte Elisabeth Noelle-Neumann mit Nüchternheit verkündet, was Rousseau im *volonté général* zum politischen Totalitarismus erhoben hatte. Dahinter verbirgt sich nicht nur, dass – erstens – die vollständige Autarkie schlicht anthropologischer Unfug ist – den man selbst damit nicht wegdiskutieren kann, indem die Geltung anthropologischer Erkenntnisse bezweifelt wird. Dass wir – zweitens – die Autarkie nicht ertragen würden, wie sich übrigens noch an den psychischen Schäden zeigt, die der ja durchaus sozialisierte Emile des Rousseau aufweist. Drittens haben endlich die menschlich geschaffenen, das Leben umgebenden und ergänzenden Artefakte mit ihren impliziten Verpflichtungen dem Gehäuse der Hörigkeit vielleicht das Eherne genommen, um es durch subtile Psycho-mechanismen zu ersetzen (Ehrenberg, 2011). Sanft geführt durch das Synoptikum und die Zwänge des Konsums stecken Menschen mittendrin – zumindest im Einkaufsnetz, in das sie sich zuszusagen selbst geworfen haben. (Wobei dieses noch Aus- und Einblicke bot, ganz im Unterschied zur Plastiktüte, die uns als Werbeträger verpflichtet und als einer Gruppe zugehörig erkennen lässt. Es gibt wohl schon Menschen, welche die Tragetasche eines Prominentenflughafens mitnehmen, um nicht als ALDI-Kunde erkannt zu werden.)

Wem dies nun wieder zu kulturkritisch klingt und zu sehr durch kritische Theorie verzerrt scheint – am Befund ändert sich nicht viel: Menschen leben in Netzen – wengleich das nicht so recht bewusst war, so lange dieser Begriff vorrangig nur für Fischer und Schmetterlingsfänger, sodann für jene vertraut war, die den Einkauf in solchen verpackt haben, und der Begriff keine Verwendung fand, um die Lebenswirklichkeit und Lebenspraxis zu beschreiben.

2. Menschen leben von Anfang an in Netzen – sie kamen sich bislang nur ein bisschen blöd vor, das so zu formulieren. Das Grimmsche Wörterbuch kennt vorrangig den konkreten, eigentlichen Gebrauch des Ausdrucks, nur einmal wird er bildhaft und metaphorisch, das Historische Wörterbuch der Philosophie notiert Netz überhaupt nicht, immerhin hält das von Georg Klaus und Manfred Buhr in der DDR herausgegebene Wörterbuch der Philosophie fest: „Netz – logisches – abstrakter Automat, der aus endlich vielen Verzögerungselementen und logischen Elementen zusammengeschaltet ist und binäre Elemente verarbeitet“ (Klaus/Buhr, 1970, S. 779). Das bringt einen fast zum Hyperventilieren und nimmt erst recht gegen das Thema ein. Sich diesem, sich der Vorstellung zu verweigern, dass Menschen in Netzen leben, folgt dabei mindestens *fünf elementaren Intuitionen*: In der einen, der *ersten Intuition* spricht sich die Erfahrung aus, dass Netze häufig einer Natur zugeordnet werden, die als eher unangenehm und unerwünscht empfunden wird. Spinnennetze mögen zwar im Sonnenlicht und Morgentau faszinieren, im eigenen Haus entfernt man sie jedoch. Zwar spricht die Anwesenheit von Spinnen für ein baubiologisch gutes Innenraumklima, dennoch

nehmen sie sie nicht gerade für sich ein. Mit Ausnahme der alten, von Spinnweben überzogenen Weinflasche empfindet man Netze bei Lebensmitteln sogar als bedrohlich: Die Fäden stehen für Schimmel- oder Pilzbefall, sie lassen zuweilen gefährliche Verderbnis befürchten. Die *zweite Intuition* bezieht sich schon auf soziale Zusammenhänge. Hier gelten Netze als verdächtig; Horkheimer und Adorno hatten sie im Blick, wenn sie vom Rackett sprachen, die Assoziationen reichen von der Mafia bis hin zu den Verknüpfungen zwischen Politik, Wirtschaft und Medien, bei welchen sich die Beteiligten miteinander absprechen, um Vorteile zu gewinnen, billigere Kredite etwa, die mit politischen Zugeständnissen honoriert werden. Thematisch wichtiger aber könnte eine *dritte Intuition* sein. Nach dieser Intuition leben Menschen eher substanzuell, in einem Zusammenhang des – wie der angegriffene Begriff lautet – *Wesens*, das sie umschließt und bestimmt. Ontologisches Denken hat darauf regelmäßig hingewiesen, aber Protest provoziert, zurecht: Plessner hat auf die Gefahr aufmerksam gemacht, dass und wie eine gedankliche Vereinnahmung des Subjekts erfolgt, in der Gemeinsamkeit überhöht und jede Distanz aufgehoben wird (Plessner, 1979). Gleichwohl erinnert diese elementare, alltägliche Intuition daran, dass ein Netz im Falle des Absturzes zwar schützen und auffangen kann, als fundamentale Beschreibung menschlicher Existenz aber nicht taugt. Netze sind nämlich, so die *vierte Intuition*, stets mit Löchern versehen. Sie werden aus Fäden, Schnüren oder Tauen hergestellt, die miteinander verknötet werden, aber dann doch Durchlässigkeit ermöglichen – im Guten wie im Negativen. Ganz sollte man ihnen besser nicht vertrauen. Tatsächlich muss man über bestimmte Eigenschaften verfügen, um durch die Maschinen des Netzes wieder schlüpfen zu können oder eben gefangen zu werden – worin eine weitere, eine *fünfte Intuition* anklingt, die Vorbehalte gegenüber dem Begriff hervorruft, sollte er zur Beschreibung sozialer Verhältnisse gebraucht werden. Mit Netzen wird man eingefangen, auf eine ziemlich unangenehme Weise sogar. Man verheddert sich in ihnen, muss und kann sich bewegen, aber doch mehr im Überlebenskampf und in der Gefahr, sich immer mehr in diesen zu verstricken.

Insofern scheint Vorsicht geboten, das Bild des Netzes wird gar nicht allzu gerne so angewandt – schon bevor man Georg Klaus und Manfred Buhr gelesen hat: Menschen werden zwar in Netze hineingeboren. Diese aber nennt man vernünftigerweise Familien. Vater, Mutter, Kind, immer noch die Normalkonstruktion, selbst wenn viele daran Zweifel anmelden, weil sie die Statistiken nicht lesen (oder diesen nicht glauben und hochmütig erklären, sie hätten diese nicht selbst gefälscht). Diese Familie, ja, allerdings die unvermeidlich kleine, daran hat noch keine Wohngemeinschaft etwas geändert, ist selbst wiederum eingebettet in Netze, die man dann Verwandtschaftssystem oder ein wenig erweitert den Clan nennt, zu dem sich mehrere Familien zusammengeschlossen haben. Das war in der fernerer Vergangenheit und begründete damals das Erfolgsrezept der Gattung, prin-

zipiell hat sich auch heute daran nichts geändert. Im Großen und Ganzen telefoniert man bei der Geburt des eigenen Kindes oder des Enkels mit jenen, die nun Großeltern sind, mit Geschwistern, die nun zu Tante oder Onkel arriviert sind, mit näheren oder weiteren Verwandten, mit Freunden und/oder Bekannten – bis die Netze glühen, die hier schon länger so heißen, nämlich die Telefonnetze. Wenigstens im ländlichen Raum bietet dieser Zusammenhang die Gewähr dafür, dass man sich selbst bei geringem Einkommen ein Haus noch bauen kann. Nachbarschaftshilfe nennt sich das, gewiss auf Reziprozität in den Unterstützungsleistungen hoffend, bestimmt aber durch ein simples *man hilft einander*. Denn nicht nur die erweiterte Familie birgt und bettet die Einzelnen: Nachbarschaften tun dies ebenso, in der Zusammengehörigkeit des Vereins rotten sich in Deutschland dann doch viele zusammen, manche treffen sich sogar mit den Kollegen aus den eigenen Arbeitszusammenhängen, zuletzt wenigstens in den Rauchergangs, die frierend und schlotternd sich vor ihren Bürogebäuden zusammen fanden – bei aller Ungeselligkeit, wusste Kant in seiner Geschichte in weltbürgerlicher Absicht, bleiben die Menschen dann doch gesellig, nolens volens. Sein Nachfolger in Königsberg, Herbart, hält in der Psychologie fest, dass wir „außer dieser individuellen Ichheit noch eine andre“ haben (Herbart, 1890, S. 239). Und sie gründet in der Gesellschaft: „Der Mensch ist Nichts außer der Gesellschaft. Den völlig Einzelnen kennen wir gar nicht; wir wissen nur soviel mit Bestimmtheit, dass die Humanität ihm fehlen würde. Noch mehr: wir kennen eigentlich nur den Menschen in gebildeter Gesellschaft“ (Herbart, 1892, S. 16). Lebenspraktisch gewendet: Es soll nicht wenige geben, die im Chor singen, sich einer Kirchengemeinde zugehörig fühlen oder gar zu Parteiversammlungen gehen, wenn sie sich nicht durch die Zugehörigkeit zu einer Bürgerinitiative ausgelastet fühlen.

Was allzumal in der Sozialen Arbeit als soziale Netze gefasst wird, stellt einen *normalen* sozialen Zusammenhang dar, dem man kaum entkommt, höchstens in Pathologien, die in modernen Gesellschaften vielleicht häufiger auftreten. Es ist jedoch wohl eher ein Irrtum gewesen, wenn Durkheim als Merkmal des Modernisierungsprozesses die fortschreitende Arbeitsteilung und damit den Triumph der von ihm so genannten organischen Solidarität sah. Sie hat die von ihm als mechanisch bezeichnete nicht verdrängt: Die auf Ähnlichkeit gestützten Beziehungen blieben und bleiben präsent, soziale Bindungen und Abhängigkeiten, die auf realer Verwandtschaft und einer solchen beruhen, die man als geistige und kulturelle Nähe und Ähnlichkeit bezeichnen könnte; die Biologen vermuten, dass sie – gehen sie über die Abstammung hinaus – darauf beruhen, dass man sich Milieus, Soziotope also sucht, die zu einem selbst passen und die wenigstens in den Mikroelemente des Zusammenseins vertraut wirken. Vermutlich benötigen diese Milieus einen geringeren energetischen Aufwand, um sich in ihnen zu bewegen und die Aktivitäten der anderen verstehen zu können, vielleicht gestatten sie eher die geteilte Intentionalität und die Perspektivenübernah-

me. Es könnte sogar sein, dass vergleichsweise archaische Mechanismen über Zugehörigkeit entscheiden, etwa der Geruch der anderen, der anziehend wirkt.

Wenn sie nicht durch Familie und Verwandtschaft bestimmt ist, entsteht die Zugehörigkeit zu diesen sozialen und kulturellen Zusammenhängen durch vorgeblich freie Entscheidung – in Wirklichkeit ruht sie dann doch auf Tradition und Verpflichtung: Es gehört sich, diesem Verband anzuhören oder man tritt ihm aufgrund einer Empfehlung bei, der man sich nicht entziehen konnte; wenn ein guter Freund einen mitnimmt, wird man sich nicht verweigern, um – so gesehen – dann in der Falle zu sitzen. Die Zusammenhänge sind oft, aber eben nicht notwendig durch informelle Zugehörigkeit geprägt, ihre innere Kohäsion zeichnet partielle Übereinstimmung ohne dauernden Konsens, geteilte Erinnerungen und gemeinsam erlebte Geschichten. Reziprozität, Tauschbeziehungen spielen keine große Rolle, obwohl eine Art Bund durch symbolische Gesten und nicht frei von Ritualen bestätigt werden, die nicht einzuhalten aber thematisiert werden darf. Es herrscht ein Gefühl des Ausgleichs und der Gerechtigkeit, die aber nicht durch ökonomische Gleichwertigkeit, sondern – so schwer das zu beschreiben ist – durch Gleichwertigkeit der zugeschriebenen Gefühle erfüllt wird – man schenkt dem anderen etwas, über das man sich auch selbst freuen würde. Der materielle Wert zählt demgegenüber kaum. Die Beziehungen sind durch Vertrauen, Unmittelbarkeit geregelt, oft nicht frei von einer Zugehörigkeit, die Spuren des Leiblichen zeigt. Emotion und Affekt, eine einfache Gemeinsamkeit, in der Berechnung, die Strategien und die Taktiken sogleich bemerkt werden – wenngleich sie eine Rolle dort spielen, wo jemand überredet werden soll. Man weiß um die Verletzlichkeiten des anderen sowie davon, wo und wie man ihn ansprechen und dezent manipulieren kann. Zugleich sind Sperrregeln bekannt: Beim Geld hört die Freundschaft auf, es sei denn man ist Minister- oder Bundespräsident. Ehebruch gilt als heikel (vgl. Bloom, 2011), vermieden sollte alles werden, das die stillschweigende Solidarität aller Beteiligten in Frage stellt oder gar berührt, was die meisten als das nahezu Unaussprechliche ihres Zusammenhangs ansehen würden, vergleichbar dem Arkanum der Freimaurer.

Es geht bei all diesen Zusammenhängen um Netze. Aber man bezeichnet sie nicht so, weil es einen präziseren Begriff gibt, der den Sachverhalt sehr viel differenzierter und in Abgrenzung zu anderen sozialen Phänomenen und Wirklichkeiten beschreibt. Es geht nämlich um den Begriff und den Sachverhalt der *Gemeinschaft* (vgl. zum Folgenden auch: Koerrenz, 2012, bes. S. 31 ff.). Fatalerweise lässt dieser Begriff, erst recht wohl der Sachverhalt bei Sozialwissenschaftlern, Soziologen und Sozialarbeitern sofort die Zornesader schwellen und treibt ihnen die Röte ins Gesicht. Nicht die der Beschämung über ihre Ignoranz. Gemeinschaft wird gern als Tabubegriff gesehen. Das Gemeinte gilt als eklig, schlimmer noch: als durch den Nationalsozialismus vergiftet, weil diese allzu gerne die Volksgemeinschaft be-

schworen haben. Ein solcher Vorbehalt wirkt nun immer, selbst wenn man mit ihm den Nazis dann noch in die Hände spielt, allzumal wenn man den Urheber des Gedankens meint in ihre Nähe stellen zu können: Als analytische und typisierende Bestimmung hat Ferdinand Tönnies den Begriff eingeführt, insbesondere in seinem dann doch grundlegenden Werk „Gemeinschaft und Gesellschaft“. Tönnies widerfuhr ein Schicksal ähnlich dem, welches er selbst an Thomas Hobbes beobachtete: er wurde „litterarisch deklassiert; die spitzen Ellbogen der Respektabilität haben ihn von sich gestoßen“ (Tönnies, 1896, VII). Dabei war er weit entfernt von aller Deutschtümelei und allem Nazismus; ein Großbauernsohn aus dem schleswigschen Marschland, der sich 1930 für die Mitgliedschaft in der SPD entschieden hatte und von den Nazis aus seinen Ämtern geworfen wurde!

So banal das klingt: Tönnies hatte beobachtet und analysiert, dass und wie Menschen in unterschiedlichen sozialen Zusammenhängen organisiert sind und durch diese unterschiedlich sozialisiert werden. Gemeinschaft hat mit Natur zu tun, stützt sich auf gegenseitigen Besitz und Genuss, ist Besitz und Genuss gemeinsamer Güter (vgl. Tönnies, 1970, S. 23). Sie hat mit stillschweigendem Einverständnis über Pflichten und Gerechtes, über Gutes und Böses zu tun, die Geschichte haben, eher naturwüchsig, organisch entstanden sind – wie er gleich Durkheim erkennt. Und er weiß: „so kann Eintracht nicht gemacht werden“ (Tönnies, 1970, S. 22), die Struktur der Gemeinschaft ähnelt ein wenig dem Begriff der Praxis des Aristoteles, sie ist verwandt mit dem, was *oikos* genannt wird (vgl. Tönnies, 1970, S. 31). Wichtig dabei: der Gemeinschaft eignet eine soziale und kulturelle Substanz, ein Wesen, in das man hineingeboren wird oder hineinwächst, das erfahren und gelebt wird, mit solcher Macht, das man sich ihm schwer entziehen kann. Spuren bleiben stets bestehen, der Habitus wird geprägt – Tönnies greift sehr wohl dem vor, was Bourdieu später mit seinen Analysen der sozialen Milieus erfasst. Gesellschaft ist demgegenüber ein sozialer Zusammenhang, der durch die Unabhängigkeit der Einzelnen, ihre Spannung zueinander, allzumal durch ihr strategisches Tun charakterisiert ist (Tönnies, 1970, S. 40), das auf den Tausch gerichtet ist. Sie entsteht anonym, hinter dem Rücken der Beteiligten, wie Tönnies von Marx weiß, der ihm wichtig war. Sie ruht auf Arbeitsteilung, die aber – so die Differenz zu Durkheim – nicht als organisch, auch nicht unbedingt als funktional zu begreifen ist, sondern Zerrissenheit bedeutet.

Richtig ist allerdings: Gemeinschaft hat Züge des Irrationalen. Sie entzieht sich ein wenig, aber nicht vollständig der klaren und distanzierenden Auseinandersetzung; dennoch: der Großbauernsohn kann der SPD beitreten, die politische Entwicklung frühzeitig begreifen und ihr Widerstand entgegen setzen. Das spricht dafür, ihm analytische Absicht bei der Unterscheidung der Sozialformen und ihrer Typisierung zu unterstellen. Dann: Tönnies Urteil über Gesellschaft zeichnen Züge der Kulturkritik aus. Diese lässt sich heute durchaus nachvollziehen – abgesehen von allem Vorurteil gegen-

über Kulturkritik: Warum soll Kultur, warum dürfen kulturelle Entwicklungen nicht ebenso kritisiert werden wie gesellschaftliche Perversionen? Vor allem: Man kann behaupten, er habe eine falsche Theorie der sozialen Wirklichkeit entworfen, was in manchen Zügen etwa seiner Überlegungen zu den Geschlechterdifferenzen zutreffen mag; möglich ist, dass er hier dem Zeitgeist verfallen ist. Sinnvoll wäre es aber, seine Untersuchungen und Überlegungen ernsthaft daraufhin zu prüfen, ob sie Sachverhalte erklären oder verständlich machen. Hier scheint entscheidend vor allem, welche mentalen und Handlungsmodelle er den beiden von ihm permanent unterschiedenen Sozialformen zuordnet, um sie – argumentativ übrigens ähnlich zur Grundfigur von Natorps Sozialpädagogik – in Blick darauf zu befragen, wie durch sie menschliches Wollen und Tun gesteuert und geregelt wird, wie sich die Sozialformen auf die „Formen des menschlichen Willens“ auswirken: Gemeinschaft hat mit Natur und sozialer Realität zu tun. Wäre das nicht sofort wieder verdächtig, würden wir vielleicht sagen: mit Bodenständigkeit und Erdung, wie sie im sozialisatorischen und pädagogischen Geschehen eine entscheidende Rolle spielen. Gemeinschaft hat demnach mit dem „Wesenwillen“ zu tun; die wichtige Information lautet: Man kann sich diesem Wesenwillen nicht entziehen, er ist substanziiell wirksam, prägt sich in Gewohnheit und Gedächtnis aus. Gesellschaft korrespondiert dagegen der Kürwillen, der allerdings mit Freiheit, mit Beliebigkeit, vielleicht auch mit jener Willkür einhergeht, die aus dem Kampf um den eigenen Vorteil entsteht.

Das macht auf ein Problem aufmerksam, dass die Netzwerkforschung überwinden will, allzumal wenn sie im Blick auf die Soziale Arbeit denkt und forscht: Gemeinschaft lässt sich nicht hintergehen, bleibt aber auf eine unangenehme Art und Weise unerklärlich. Sie lässt sich nicht einmal sorgfältig differenziert beschreiben, schon gar nicht zerlegen, mithin analysieren. Das begründet sicher den Vorbehalt ihr gegenüber, die zu dem Versuch geführt hat, den Blick schärfer auf die Innenwelt des Sozialen in den engeren Beziehungen der Menschen zu richten. Das gelingt heute, indem – wie Ulrich Otto das zuletzt sorgfältig dargelegt hat (Otto, 2011) – Perspektiven der Thematisierung von Netzwerken ausgewählt und verfolgt werden. Aber: die Beschreibung und Analyse hintergeht sozusagen die Qualität des faktisch gegebenen Netzes, sie gerät mithin in die Gefahr, die wirklichen und lebensweltlichen Zusammenhänge ihrer spezifischen Qualität zu berauben, um sie dann entweder restituieren oder gar ausbeuten zu wollen. Der Blick der Sozialen Arbeit auf die Netze führt dazu, begrifflich wie praktisch in den Kontext des Netzwerks zu gleiten. Die Differenz des Denkens über Netzwerke und Netzwerken liegt darin, dass dem als wesenhaft erfahrenen Werdenden und für die subjektive Existenz Gegebenen nun ein Machen gegenüber tritt. Das mag mancher als Haarspalterei angesichts einer erfolgreichen Semantik abtun, zumal es prima facie sinnvoll erscheint, Menschen, die in Isolation geraten sind, damit und darin zu helfen, ihre doch gebebe-

nen Beziehungen zu verdeutlichen und zu stärken, also ressourcenorientiert zu arbeiten, oder soziale und kulturelle Zusammenhänge mit ihnen aufzubauen, in welchen sie leben, vielleicht sogar eine biographische Entwicklung einzugehen, die sie dann als neue Identität begreifen.

3. Die Theorie des sozialen Netzwerks hat offensichtlich damit zu tun, das schwierige Verhältnis zwischen sozialen und kulturellen Zusammenhängen einerseits und den Einzelnen andererseits zu analysieren und zu erklären. Das eigentliche Theorieproblem besteht dabei darin, zu begreifen, wie überhaupt die Einzelnen als solche zu fassen sind, wenn zugleich doch kaum zu bestreiten ist, dass sie immer schon, sogar in ihrer Individualität im Allgemeinen und im Konkreten gesellschaftliche, vergesellschaftete und auf Gesellschaft bezogen agierende sind. Neu ist diese Fragestellung nun wirklich nicht: An das Kantsche Diktum von der ungeselligen Geselligkeit ist schon erinnert worden, vor allem die Hegelsche Gesellschaftstheorie wäre besonders in Betracht zu ziehen, weil sie die offensichtliche Dialektik in der Beziehung zudem noch historisch einbettet und zugleich hin zur praktischen Philosophie öffnet. Marx und Engels sind dem zwar gefolgt, haben jedoch mit ihrem Interesse vorrangig an ökonomischen Prozessen die Thematik wieder verengt.

Das angesprochene Verhältnis scheint in der jüngeren Moderne jedoch eine Zuspitzung erfahren zu haben (vgl. Nestmann, 2001), so dass die Theorieproblematik deutlicher und drängender geworden ist. Offensichtlich werden Gesellschaft und Gesellschaftlichkeit, werden Sozialisationsprozesse als labiler erlebt, allzumal seit – wie die von Ulrich Beck in Anschluss an Mooers Studien zum Arbeiterleben in Deutschland (vgl. Mooser, 1984) vorgebrachte Behauptung lautet (vgl. Beck, 1986) – die Residuen ständischer Verhältnisse etwa in den Geschlechterbeziehungen schwinden. So begegnet man einer seltsamen Auflösung von sozialen und kulturellen Institutionen. So verschwinden die Großmilieus, treten Kirchen und Parteien, Gewerkschaften und Vereine in den Hintergrund, sodass die Individuen weniger auf gesellschaftlich oder kulturell festgelegte Drehbücher ihrer Biographie zurückgreifen können (vgl. Taylor 1993, S. 26). So finden die Individuen keine Ressourcen, keine Quellen des Selbst, welche länger sprudeln könnten. Aber sie richten sich an den Normen und vorgeblichen Standards aus, die von Experten wie von Werbeprospekten auferlegt werden. Nur noch kurzlebige, der Mode verpflichtete Lebensmodelle werden angeboten, maßgeschneidert für das Individuum in seiner aktuellen Verfasstheit, zudem auf seine Flexibilität hin ausgerichtet (vgl. Sennett, 1998). Mit allen Zügen des Tragischen erlebt sich das atomisierte Individuum in Erlebnissen (vgl. Maffesoli, 2003), die aber sofort ihre Ereignisqualität verlieren, weil ihre Wiederholung mit dem Versprechen der Übersteigerung angekündigt wird; Helden des Selbst, *héros de soi-même*, bestimmt durch *l'ivresse de l'urgence et la jouissance de l'instant* treten hervor (vgl. Aubert, 2003, S. 115). Gesell-

schaft und Kultur werden schwammig, flüssig und flüchtig, sie geben dem deshalb zunehmend in sich partikularisierten Individuum keinen Halt, dieses wird selbst brüchig und fahrig. Oberflächlichkeit und Arroganz kompensieren dies, zuweilen weicht alle Erdung, aller alltäglicher Realitätssinn aus den Menschen. In der „liquid society“ lebt man ein flüchtiges Leben, das nur noch punktuell gesichert ist, mit längst schwachen Haltepunkten in einer Gesellschaft, die einem davon zu laufen scheint (vgl. Bauman, 2000, 2005). Die Subjekte sind zu einer dauerhaften Darstellung gezwungen, unterliegen einem Druck und Kult der Performativität, in dem alle Substanz getilgt wird (vgl. Ehrenberg 1991). Was jemand auszeichnet, interessiert nicht mehr, entscheidend ist, dass und wie er auftritt, sich inszeniert, sich am Ende bis zu der Erschöpfung preisgibt, die daraus entsteht, dass man über die eigene, erzwungene Nichtigkeit ermüdet und deprimiert zusammen bricht (vgl. Ehrenberg, 1998). Ob das alles so zutrifft, lässt sich mit Fug und Recht bezweifeln – die elementare Sozialität des zoon politikons führt schon dazu, dass man die Bindungen nicht wirklich los wird. Gleichwohl: Unter den veränderten sozialen Bedingungen dominieren – wie Luhmann sagt – *lockere Kopplungen*, die weder die Kohäsion und Integration von Gesellschaft verlässlich sichern, noch auf Seiten der Individuen deren soziale Integration in einem Maße versprechen, das für die Individuen selbst wie für die zugehörige Gesellschaft hinreichend erscheint – obwohl es sie zugleich in eine reale und normative Spannung zwischen Individualitätsverlust und Individualitätsübersteigerung bringt (vgl. Brose/Hildenbrand, 1988).

Die Schwierigkeiten mit der Identität (vgl. Mollenhauer, 1983) wirken nicht unbedingt bedrohlich, irritieren aber doch so weit, dass die bislang üblichen Theorien und Wahrnehmungsmuster unzureichend erscheinen. Man fragt schon darnach, worauf man sich stützen könnte, die Suche nach der Gemeinschaft wird zu einem verbreiteten Anliegen. Wichtiger könnte jedoch sein: Zugleich (und möglicherweise das Wahrnehmungsproblem verschärfend) setzt sich ein neues Paradigma des Nachdenkens über Gesellschaft und Kultur durch: Zwar noch gebremst durch Elemente geisteswissenschaftlicher Reflexion sowie solchen der kritischen Theorie, sowie aufgehalten durch ethische Vorbehalte wird ein technokratisches Verständnis der Steuerung sozialer Prozesse und des individuellen Aufwachsens wirkmächtig. Es hatte sich vor allem im angelsächsischen Raum längst durchgesetzt hatte, wurde im kontinentaleuropäischen Raum und vor allem in Deutschland lange problematisiert – bedingt vielleicht durch die Einsicht, dass der Holocaust als grausamer Höhepunkt eines solchen technischen Umgangs mit Menschen, einschließlich ihrer Kategorisierung und etwa medizinischen Behandlung zu gelten hat (vgl. Bauman, 1992). Bei dieser Durchsetzung des technokratischen Musters begegnen viele Ungleichzeitigkeiten, der Vorgang braucht gut drei Jahrzehnte, wird möglicherweise verschärft durch den deutschen Einigungsprozess – man kann nicht ausschließen, dass das

für die DDR typische Denken einer Planung und Steuerung sozialer und kultureller Prozesse durch Ingenieure sich ausgewirkt hat. Als Symptom für diese neue Denkweise könnte man etwa den Siegeszug einer Psychologie sehen, die jeglichen verstehenden und deutenden Ansatz aufgibt und im Grunde auf den Behaviorismus zurück fällt; sie macht ungeniert das *good functioning* zur Handlungsdevise, konzentriert sich auf Lehr-Lernprozesse, die nicht einmal mehr entwicklungspsychologisch gefasst werden. Im sozialen Bereich werden enge Modelle der systemischer Steuerung virulent, Phantasien der Effektivitätsmessung und der Effizienzsteigerung breiten sich mit Blick auf Lebensprozesse aus, in welchen doch unverfügbare Eigenart bestimmt – die natürliche Reifung und Entwicklung von Kindern lässt sich nicht beliebig beschleunigen und doch versprechen Pädagogen dies in trauer Eintracht mit Ökonomen. Wo sich aber komplexe Zusammenhänge nicht hintergehen lassen, werden diese als gänzlich irrelevant zur Seite geschoben oder als völlig unzugänglich behauptet – erstaunlich ist, wie die Vorstellung von der black box fröhliche Urstände feiert.

Zur Veränderung der sozialen und kulturellen Verhältnisse gehört also die Durchsetzung von naturwissenschaftlich-technischen Denkmodellen. Die Lage erinnert zuweilen an die Hypertrophie der Naturwissenschaften und Technik, die am Ende des 19. Jahrhunderts Wilhelm Dilthey dazu veranlasste, die Geisteswissenschaften methodologisch zu begründen, um die Spezifika humaner Praxis überhaupt angemessen thematisieren zu können (vgl. Dilthey, 1970). Dass in diesem Zeitraum die neuen, modernen Geistes- und Seelenkrankheiten entdeckt wurden, die Nervosität etwa (vgl. Radkau, 1998), kann man als Ergebnis sozialer Konstruktionen abtun; aber vielleicht wurden die Gesellschaften damals tatsächlich belastender für die Menschen. Strukturell ähnliche Beobachtungen lassen sich für die Gegenwart anführen; eine Zunahme psychischer Erkrankungen wird zumindest diskutiert: Übersehen lässt sich jedoch nicht, wie naturwissenschaftlich-technische Konzeptionen nun erfolgreich auf soziale und kulturelle Zusammenhänge übertragen werden – sicher auch, weil die Gesellschaft selbst, weil Kultur, weil vor allem das alltägliche Leben der Menschen sich zunehmend mehr in technisch vorgeprägten Formen bewegt; nachdrücklich belegt dies die Geschichte der – im weitesten Sinne des Ausdrucks – technischen Medien, die nun jegliche Bewegung, Interaktion und Kommunikation dominieren. Mit ein wenig Übertreibung kann man behaupten, dass der Umfang technisch vermittelter Gespräche heute quantitativ den der unmittelbaren face to face Kommunikation übersteigt – und der bewusst gewählte Ausdruck verdeutlicht selbst noch die Prädominanz des technischen Denkens.

Zwar ist nicht so ganz klar, wann und wie die ursprünglich naturwissenschaftliche Konzeption des Netzwerks auf soziale Zusammenhänge übertragen und welche Theorieprobleme mit ihr gelöst werden sollen. Immerhin darf man nicht vergessen, dass Netzwerkkonzepte in der Biologie vorrangig wichtig sind – man erinnere sich an Schimmelpilzkulturen ebenso wie an die

Tätigkeit der Spinne –, dann für die Physik eine wichtige Rolle spielen, endlich aber wichtig sind etwa in Zusammenhängen der Werkstoffwissenschaften. Einflussreich waren wohl die Eindrücke, die mit dem Aufbau weltweit überspannender Verknüpfungen von Kommunikationssystemen, welche durch die Erfindung des PCs und seiner Einbindung in das Internet die Möglichkeit geschaffen haben, als Einzelner ständig und in Echtzeit mit anderen sich verständigen zu können; *the real time axis* erzeugte ein neues Bild der Verbindung, in der das Verhältnis des Einzelnen zum sozialen Ganzen neu definiert schien, zumal dieses nun endgültig auf einen eher technischen, anonymen Prozess reduziert wurde: Man war und blieb souveräner Einzelner und war, bzw. ist drin. Neue Formen von Kommunikationsgemeinschaften verstärken das, Grundbegriffe und Grundsachverhalte des menschlichen Miteinanders werden so neu definiert; symptomatisch etwa die Freundschaft, wie sie etwa durch Facebook nun in die seltsame Nähe eines gleichzeitig als kriminell bestimmten Tatbestands rückt: Die Differenz zwischen dem Follower und dem Verfolger des Prominenten schwächt sich ab, zugleich entstehen neue Intimitätsformen; man kann nun dem amerikanischen Präsidenten via Facebook verkünden, Freund zu sein. Andere wiederum, der deutsche Präsident des Jahres 2012 mag sich hingegen um seine Freundesschar sorgen. Ähnliche Effekte entstehen mit der Etablierung der Mobiltelefone, allzumal der mit ihnen möglichen zusätzlichen Dienste, mit SMS und Twitter etwa, die sowohl eine ständige Präsenz wie eine durchgängige Performanz erlauben. Netze bedeuten nun ungebrochene und ununterbrochene Gegenwärtigkeit, die Netze sind nicht bloß Medien, sondern Resonanzboden und Wirkungsraum des Einzelnen, der zugleich doch umfassend geworden ist; zwar haben die Menschen die Platonische Höhle nicht verlassen, diese aber doch zu gewaltigen Ausmaßen erweitert, zudem die Hände aus den Fesseln soweit befreit (oder neu gebunden), damit sie die Tasten bedienen können. Das könnte eine unerwartete Variante von Fortschritt sein, wobei zugleich deutlich wird, dass die bedeutungserheischende Rede von den Netzwerken eher metaphorischen Charakter hat. Eine wichtige Rolle auf der Ebene der theoretischen Reflexion des Geschehens spielt die Systemtheorie, doch drängt sich der Eindruck auf, dass durch eine weitere, eher unkritische Übertragung aus naturwissenschaftlichen und technischen Zusammenhängen zwar ein modischer Charme gewonnen wird; für diesen wird allerdings der Preis eines letztlich technologischen, wenn nicht sogar technokratischen Denkens entrichtet – insofern könnte sich im Gebrauch der Netzwerkmetapher ein erweiterter Steuerungsbedarf von Gesellschaften aussprechen, wenn sich nicht sogar eine Herrschaftsfrage in ihr verbirgt. Dafür spricht, dass und wie Alternativen der Theoretisierung wenig bedacht worden sind; so hat Norbert Elias Figurationssoziologie eine Option eröffnet, die sich aber kaum durchgesetzt hat (vgl. Elias, 2006).

Fasziniert von den technischen Entwicklungen hat wohl Jean-François Lyotard mit „das postmoderne Wissen“ dem Begriff des Netzes und der

Vorstellung von Netzwerken die Bedeutung gegeben, mit der sie heute verbunden werden (vgl. Lyotard, 1986). Lyotards Schlüsseltext für die Diskussion um die Gegenwartsgesellschaften löst die traditionelle Anthropologie in ihrer objektiven und subjektiven Verbindung mit dem geschichtsphilosophischen Denken ab; dass Menschen weder aus ihrer noch in ihrer historischen, sozialen und kulturellen Bedingtheit zu denken sind, sich selbst nicht in den „Erzählungen“ fassen können und dürfen, die ihnen bislang zur Verfügung standen, hängt für ihn eng mit der Idee des Netzes zusammen. Jenseits aller Legitimationsgeschichten müssen Menschen nun begreifen, dass sie selbst kaum mehr als kleine Einheiten in den großen, ihrerseits machtvollen Netzen zu fassen sind. Nicht Krabben im Netz. Vielmehr werden sie in diesen bewegt, an Knotenpunkten entscheidet sich ihr Schicksal, das nichts mehr mit Biographien zu tun hat. Die Pointe des Arguments besteht in einem weitgehenden Verlust von Souveränität und Autonomie; in der Tat hat die Debatte um die Postmoderne dieses sogleich aufgenommen, um dem Begriff und vielleicht dem Sachverhalt des Subjekts den Tod zu erklären. Dass solchem Reden und Denken ein gewisser macht- und herrschaftstechnischer Beigeschmack zukommt, drängt sich wenigstens dem ideologiekritisch Geschulten auf. Der Beifang wird weggeworfen – rund zwei Jahrzehnte später bringt das Zygmunt Bauman auf den bitteren Begriff *wasted lives* (vgl. Bauman, 2004).

Ein zweiter Entwicklungsstrang scheint mit jener heute als ökologisch bezeichneten Kritik verbunden. Sie galt (und gilt) einer entfesselten Moderne, ihren unbegrenzten Expansionsbestrebungen und einem wachsenden Mangel an Verantwortlichkeit allzumal in extrem arbeitsteilig organisierten Gesellschaften. Vom Club of Rome über Fritjof Capras eher spiritueller Einrede von der *Wendezeit* bis zu den weit rezipierten Arbeiten von Robert Jungk schärfte sich der Blick auf die Zusammenhänge, mithin darauf, dass Natur und Menschen ein Netz bildeten. Neue Denkmodelle griffen das auf; die Delphi-Methode faszinierte vor allem die Pädagogen, die ihrerseits um die Bedeutung des Gemeinsamen in Entwicklungs- und Lernprozessen durchaus wussten. Allerdings waren und sind sie mehr als andere – und zwar bis heute – darin blockiert, ihre Aufgaben und Leistungen mit dem Konzept der Gemeinschaft zu analysieren und zu begreifen – als symptomatisch dafür kann man die halbierte Rezeption der historischen Reformpädagogik des beginnenden 20. Jahrhunderts sehen, die sozusagen um das Gemeinschaftsproblem laviert, obwohl sie ihm nicht entgehen kann.

An die Kritik der Moderne schließt dann wohl – dritter Strang – der Versuch an, die moderne Gesellschaft umfassend mit dem nun zum Modell gereiften Bild des Netzes zu analysieren und zu begreifen. Das geschieht in Manuel Castells dreibändigem Monumentalwerk über die Netzwerkgesellschaft (vgl. Castells, 2001), das Soziologie und die als Leitwissenschaft erwartete Medienwissenschaft in der Analyse des Informationszeitalters amalgamiert – wobei man ziemlich sicher sein kann, dass es sich in Deutschland

vor allem deshalb verkauft hat, weil der umfassenden Werbekampagne des Verlags sogleich die Weihnachtsrabattaktion folgte. Eine intensive Rezeption lässt sich eher nicht beobachten, durch die das Werk Eingang in die Theorie- und Forschungsdebatten gewonnen hätte; inzwischen drängt sich der Eindruck auf, dass es ziemlich in Vergessenheit geraten ist.

Weil es aber dem Kapitalismus bislang immer noch erfolgreich gelungen ist, selbst noch die schärfste Kritik an ihm zu absorbieren und sich zu Nutzen zu machen, ist – viertens – das fortschrittskeptische Projekt vergleichsweise schnell in die Prinzipien der Steuerung sowohl ökonomischer wie sozialer Prozesse überhaupt integriert worden. Boltanski und Chiapello haben gezeigt, wie auf diesem Weg das Netzwerk zur fundamentalen Erzählung des modernen Managements geworden ist, das sich selbst rasch zu einem Selbstmanagement entwickelt hat (vgl. Boltanski/Chiapello, 2003). Der Befund lautet bitter: aus dem optimistischen, eher fröhlich linken Vorhaben, das auf Solidarität gerichtet war und zugleich den herben Dirigismus partei-sozialistischer und sowjet-kommunistischer Strategien hinter sich lassen wollte, ist zunächst der modische Chic in der Selbstverwirklichungsbranche erwachsen, der dann in jene strukturlosen Arbeits- und Lebenszusammenhänge geführt hat, die mit dem Leben als Projekt assoziiert werden (vgl. Boltanski, o.J.). *Netzwerken* wird nun zum Thema und zur Aufgabe, die am Ende einen neuen Sozialisationstypus hervorbringt, dem es um möglichst effiziente Kontakte geht, die für den jeweiligen, durch das Unternehmen definierten Zweck hergestellt und nach Nutzung wieder verworfen werden soll. Networking dient dem Projekt, das mit einer tückischen Dialektik von offener Schließung und schließender Öffnung verbunden ist, um das kreative Leben in Unverbindlichkeit zu fördern. Geheiligt erst als ein postmodernes Spiel geht das einher mit Tendenzen, die als flüchtige und flüssige Moderne interpretiert werden (vgl. Bauman, 2000, 2008), wie sie sich auf alle Lebenszusammenhänge und Biographien auswirken, auf grausame Weise flankiert von einer neuen Härte, Kälte und Rigidität, wenn es darum geht, Menschen abzuwerten oder auszugrenzen.

In Deutschland vollziehen sich dabei Entwicklungen, die den von Boltanski und Chiapello für Frankreich dargestellten durchaus ähneln. Die Umstellung auf Netzwerke und Projekte, die Verflüchtigung und Verflüssigung von Institutionen, Desintegration und Identitätsdiffusion auf Seiten der Subjekte bilden Elemente im jüngeren Modernisierungsprozess; Lyotard hatte das schon richtig erkannt, dabei – wie alle Diagnostiker der Bedeutungszunahme von Netzwerken – die andere Seite übersehen, nämlich die Versteifung, wenn nicht sogar die Verhärtung, zuweilen das Erstarken alter, harter Strukturen. Während jedoch in anderen Ländern und Gesellschaften die Netzwerkkonzeption eher im ökonomischen Zusammenhang begegnet, breitet sie sich in Deutschland mit besonderen Erfolgen in den Bereichen aus, die man als ideologische Apparate und somit in Nähe zum Staat sehen würde. Nicht zuletzt darüber wuchert sie in die pädagogischen Felder und

damit in die der Sozialen Arbeit aus: Man beginnt sich zu vernetzen, um die Aufmerksamkeit und Wirksamkeit zu steigern. Das klingt wunderbar und betreibt die Geschäfte eines durchtriebenen und zynischen Kapitalismus.

4. Endlich also die Soziale Arbeit. Festzustellen und festzuhalten ist, dass Netze, Netzwerke und Netzwerkarbeit schlicht als erfolgreiche Semantik gelten dürfen. Irgendwann einmal haben Hochschullehrerinnen und Hochschullehrer diese Begriffe und Vorstellungen für sich erkannt und wie die warmen Semmeln verkauft. Ob die Begriffe nun tatsächlich veränderte soziale und pädagogische Realitäten anzeigen, gleich ob es um neue Problemlagen oder um veränderte Lösungsstrategien geht, konnte offen bleiben. Unklar bleibt und blieb nicht minder, ob und wie weit die Konzepte an frühere Vorstellungen und Zugänge anschließen; die Versuche einer Klärung bleiben eher zurückhaltend (vgl. Nestmann, 2003; Otto, 2012). Die Soziale Arbeit zeichnet zwar eine bemerkenswerte Dynamik bei der Innovation von Vorstellungen und bei Programmatiken aus, doch beweist sie Zurückhaltung bei einer Theoriebildung, die auf Denktraditionen verweist und Begriffe prüft. So lässt sich nicht so einfach rekonstruieren, wer, wann, warum und wie den Blick auf Netze, die sozialen und die persönlichen gerichtet hat, wer diesen Blick dann erweitert und vor allem hin auf das Handeln gelenkt hat: der Sozialarbeiter als Netzwerker, das klingt ein bisschen nach naiver moderner Kommunikationstheorie, wie sie wohl vor allem im Nachgang einerseits der kulturellen und kulturalistischen Wendung in der Sozialen Arbeit en vogue war, andererseits in ihrer Auseinandersetzung mit psychologischen und therapeutischen Ansätzen entstanden ist. Beide Mal ging es darum, gefährlichen Realitäten wie der Familie oder der Gemeinschaft zu entgehen, ohne sie ganz zu ignorieren – in der neuen Verkleidung als Netzwerke machen sie sich ja ganz hübsch.

Ein wenig systematisch geordnet, hat die Soziale Arbeit daher wohl auf fünf Ebenen mit dem Netzwerkgedanken zu tun:

- Einmal geht es schlicht um sie selbst. Das hat schon die Systemtheorie ziemlich nachdrücklich und erfolgreich behauptet, die jüngeren Befunde zur Sozialen Arbeit als ausdifferenziertes Funktionssystem in der modernen Gesellschaft und für diese belegen das (und müssen dazu gar nicht den Theorieaufwand des Großmeisters benutzen; Luhmann hatte sich um Empirie ohnedies so schrecklich viel nicht gekümmert): Zweifels- ohne geht das Sozialmanagement entscheidend mit der Organisation von Netzwerken einher, in welchen die Angehörigen der Sozialen Arbeit sich mit anderen verbinden, um den eigenen Status, sowie gewiss die Wirksamkeit des eigenen Tuns zu steigern – wobei offen bleiben muss, was Wirksamkeit hier bedeutet: es geht möglicherweise vorrangig um die Präsenz im (kommunal-)politischen Raum, gegenüber Medien. Diese Präsenz mag in letzter Instanz den Hilfebedürftigen zu Gute kommen,

zunächst stellt sie vor allem die Bedeutung der Sozialen Arbeit dar. Dieses Muster der Netzwerkarbeit gewinnt Wirklichkeit etwa in der Teilnahme an charity-Shows, in der Zusammenarbeit mit „relevanten Anderen“, in Formen der Öffentlichkeitsarbeit, der public relations – was nun tatsächlich nichts anderes meint als Beziehungs- und Netzwerkarbeit.

- Zweitens lässt sich eine Nähe des Nachdenkens über Netzwerke zu den Konzepten der Lebenslage einerseits sowie andererseits zu dem jüngeren der Sozialraumorientierung erkennen. Die Frage nach den Netzen gilt dann den sozialen und kulturellen Zusammenhängen, in welchen sich Menschen bewegen – einmal im Blick darauf, ob diese Zusammenhänge selbst noch bestehen, für die Menschen eine tragende und orientierende Bedeutung haben oder selbst schon problembelastet sind oder problemauslösend wirken. Allerdings findet der zuletzt genannte Gesichtspunkt wenig Beachtung – offensichtlich ist die Vorstellung von sozialen Netzen in der Sozialen Arbeit eher positiv konnotiert, in der Regel sogar häufig mit der Vorstellung von Ressourcen verbunden. Pragmatisch schließt die Soziale Arbeit mit Netzwerkkonzepten an klassische Modelle der Gemeinwesenarbeit an, die aber sowohl mit der von der Gruppenarbeit ebenso verbunden werden kann wie mit der klassischen Fallorientierung, die schließlich nach den Kontexten, den Lebensbedingungen, nach weiteren relevanten Menschen sucht. Es fällt jedoch auf, dass diese eher traditionell und konkret erscheinenden Fragen nur peripher auftauchen, wenn von Netzen und Netzwerken gesprochen wird. Das muss allerdings noch gar nichts besagen: Vielleicht werden sie stillschweigend unterstellt.
- Drittens reagiert die Soziale Arbeit mit ihrer Betonung der Netzwerke darauf, dass fachlich die Zusammenarbeit mit Angehörigen anderer benachbarter Professionen wichtiger wird – vielleicht aufgrund der eben angedeuteten Veränderungen in der sozialen Wirklichkeit. Nehmen psychosoziale Belastungen zu, lösen sich die Grenzen zwischen misslingender biographischer Entwicklung, kritischen Sozialisationsprozessen und psychischer Erkrankung auf; häufiger muss die Jugendhilfe mit der Psychiatrie kooperieren, nicht nur der angemessenen Diagnostik wegen sondern für eine zureichende Therapie, allzumal wenn man Drehtürenkarrieren vermeiden will, bei welchen die Jugendlichen zwischen den Hilfeinstanzen hin- und hergeschoben werden. Dem entspricht, dass in der Sozialen Arbeit selbst Skepsis gegenüber den Separierungen und Spezialisierungen, den Versäulungen der Hilfesysteme entstanden ist. So gesehen verkündet der Gedanke des Netzwerks nichts schrecklich Neues: er nimmt einmal mehr das Unbehagen daran auf, dass systematisierte Hilfeangebote weder der Lebenslage noch der Biographie von Adressaten gerecht werden, sondern stets damit einhergehen, Probleme zu isolieren und zuzuspitzen – mit dem Effekt, dass die Probleme so dekontextualisiert oder gar festgeschrieben werden, von dem Verlust des

Ganzheitlichen ganz abgesehen, der in der Rhetorik der Sozialen Arbeit regelmäßig beklagt wird.

- Vor allem in den letzten Jahren richtet sich Soziale Arbeit – viertens – mit einem erweiterten Verständnis von Vernetzung auf die Kooperation unterschiedlichster Angebote und Leistungen in sozialen, kulturellen und pädagogischen Bereichen; Vernetzung erfolgt insbesondere unter dem Leitmotiv der Bildung junger Menschen, wobei Bildung nicht emphatisch, nämlich als subjektiv reflektierte Auseinandersetzung mit den objektiven Anforderungen und Gegebenheiten der sozialen und kulturellen Wirklichkeit gesehen wird. Stattdessen geht es vorrangig – sozialpolitisch – darum, durch Kooperationen und Netzwerken Ermöglichungszusammenhänge zu entdecken und zu schaffen, die letztendlich – pädagogisch – zu einer – was auch immer das heißen mag – gerechteren Verteilung der Chancen führen, Zertifikate der formalen Bildung zu erwerben. Das Konzept einer *integrierten Bildungslandschaft* gilt hier als beispielhaft, wobei die Tücken sich nicht übersehen lassen. Ein erstes Dilemma besteht darin, dass Integration mehr als ein Netz bedeutet und dabei faktisch impliziert, dass die Soziale Arbeit, Jugendarbeit und sogar Jugendhilfe einer Führung durch das Schulsystem unterliegen, dem nun alles untergeordnet wird – mit dem bitteren Effekt noch, dass jene wiederum in die sozialpädagogischen Einrichtungen des vorgeblich integrierten Bildungszusammenhangs zurück gewiesen werden, die in der Schule oder an dieser scheitern. Allgemeiner formuliert: Netze, integrierte Zusammenhänge sind nicht gewahrt davor, interne Hierarchien auszubilden. Als zweites Dilemma kann man sich nicht sicher sein, ob mit Vernetzung (oder Integration) nur eine Programmatik formuliert wird, die sich kaum ein lösen lässt. Kurz: es scheint mehr als schwierig, Vernetzung erzwingen zu wollen – die Gründe liegen eben schlicht darin, dass Gemeinschaft als Grundlage und Wirklichkeit von guten Beziehungen sich nicht erzwingen lässt. Sie wächst, organisch und zufällig, in einem guten Miteinander, das über professionelle Verpflichtungen hinausgeht. Dabei fallen selbst diese in den sozialen und pädagogischen Bereichen schwer, weil oft genug ein Verständnis schon der eigenen Tätigkeit als sozialer oder sogar als pädagogischer fehlt, erst recht aber eines, das Gemeinsamkeit mit anderen benachbarten Professionen erkennt. Lehrer sehen sich nur bedingt als Pädagogen – sie sind häufig genug als Fachwissenschaftler sozialisiert, im Sekundarbereich zudem einem Professionsverständnis verpflichtet, das aus der Tradition der Philologien entsteht. Grundschullehrer und Gymnasiallehrer gehören in vielerlei Hinsicht unterschiedlichen Welten an, Erzieherinnen und Sozialarbeiterinnen bewegen sich für sie auf anderen Sternen – Ausbildung und Vergütung tragen einiges dazu bei, diese Differenzen noch zu vergrößern.
- Fünftens: Das Konzept des Netzwerkes in der Sozialen Arbeit birgt eine mehrfache Ambivalenz. Gewiss: es fragt darnach, ob Subjekte sich auf

Lebenszusammenhänge stützen, in diesen geborgen sind, sich in ihrer Entwicklung, allzumal in Krisen auf dieses verlassen oder wenigstens berufen kann. Analytisch und diagnostisch ist das wichtig, nicht nur, weil menschliche Krisensituation mit Dynamiken einhergehen, die in Isolation führen können. Vielmehr kann so sichtbar werden, ob und wie weit Interventionen eine gegebene Problematik nicht verschärfen, wenn nicht sogar die Menschen ihres Rückhalts berauben. Die Empirie der Sozialen Arbeit belegt durchaus, dass sie zu solchen Interventionen tendiert, allzumal in Zusammenhängen, die für die öffentliche und politische Wahrnehmung der Sozialen Arbeit sensibel erscheinen. Die jüngere, erregte, zuweilen übererregte Debatte um Fälle der Kindeswohlgefährdung kann hier angeführt werden. Das Thema ist allerdings heikel. Gleichwohl lässt sich nicht von der Hand weisen, dass Mitarbeiterinnen der Jugendämter angesichts dramatischer Fälle gegenwärtig weniger die Lebensverhältnisse von Familien sorgfältig und unvoreingenommen prüfen, sondern eher eingreifen und Fremdplatzierungen anregen. Blieben Lebensstile von Familien früher unterschätzt und diskriminiert, weil Jugendamtmitarbeiterinnen wie Familienrichter bürgerlichen Normen folgten, fürchten heute die Ämter den Vorwurf einer Pflichtverletzung. Im Ergebnis werden Familien gar nicht nach ihren Ressourcen gefragt. Fatalerweise darf die andere Ambivalenz des Netzwerkkonzepts nicht übersehen werden; sie steht im Widerspruch zu dem eben diskutierten Vorbehalt: Denn von vornherein nach Netzen und Ressourcen zu fragen und diese mobilisieren zu wollen, kann bedeuten, die Lebensproblematik eines Menschen allzumal in ihrer subjektiven Bedeutung nicht wahr- und nicht ernstnehmen zu wollen. Was aber in der vermeintlich objektiven Bestandsaufnahme als sein Netzwerk erscheint und dazu führt, das Hilfesgeschehen darauf zu beschränken, das Subjekt auf dieses zu verweisen, führt möglicherweise dazu, dieses auf den Anfang seiner Not zurück zu stoßen. Vielleicht erhält dann ein Jugendlicher noch eine Beratung, soll aber dann in die Familie zurückkehren, von der er sich lösen muss. Endlich, eine dritte Ambivalenz, die irritieren mag: Arbeit an Netzen und mit diesen bedeutet, Unterstützung durch das Netz und die in diesem gebundenen Ressourcen zu gewinnen; Netzwerken heißt dann, das Netz sichtbar zu machen, es vielleicht zu stärken, es vor allem für den Hilfeprozess zu instrumentalisieren. Derartiges geschieht beispielsweise, wenn – Harold J. Polski Theorie vom umgekehrten Diamanten folgend – Gangstrukturen von der Jugendhilfe aufgenommen und im sozialpädagogischen Prozess so umgekehrt werden, dass die Gangerfahrung in einem gleichsam positiven Erziehungsprozess mündet. Und dennoch: die Netze zu nutzen, über die ein Mensch verfügt, heißt auch, sie ihm als das ihm eigene zu nehmen, die Gemeinschaft enteignen und ihn dieser zu entfremden, sie zu einem Werk(zeug) zu machen, das mit ihm nichts mehr zu tun hat. Ein wenig erinnert das an den

von Georg Bernard Shaw beschriebenen Pygmalion-Effekt, nicht zuletzt kann es bedeuten, dass man so im Hilfeprozess zerstört, was doch eben eine Grundlage seiner Existenz war.

5. Netze bestehen, sie sind gegeben oder werden durch die Beteiligten hervorgebracht. Die Spinne webt ihr Netz selbst, sie lässt sich dabei nicht helfen. Im Gegenteil: Fremde, andere beschädigen die von ihr hervorgebrachten feinen Fäden nur. Das Netzwerk könnte hingegen ein gefährliches Ding sein. Bei aller Schönheit, die ihr Netz bei Sonnenlicht im Morgentau hat, es ist dazu angelegt, Objekte einzufangen. Diese werden eingesponnen, als Vorrat eingebunden, um dann verzehrt zu werden. So gesehen assoziiert die Netzwerkmetapher ziemlich makabre Züge. Sie sollten also in Betracht bleiben, wenn es um die Soziale Arbeit geht, ebenso wie die Einsicht, dass der Erfolg mit ökonomischer Optimierung durch erfolgreiche technologische oder gar technokratische Strategien einhergeht. Wie fast regelmäßig, wenn naturwissenschaftliche oder technische Begriffe erfolgreich in sozialen Zusammenhängen eingesetzt werden, geschieht dies um den Preis, dass Geschichte und Geschichten, Tradition, Erinnerungen und Biographien, dass die Zufälle, die Kontingenzen und Optionen demontiert werden. Vor allem die Autonomie der menschlichen Lebenspraxis zurück tritt; über die Akteure in ihrer Subjektivität wird verfügt, indem Maßstäbe der besseren oder optimierenden Gestaltung geltend gemacht werden. Naturwissenschaftliche Modelle, selbst wenn sie nur metaphorisch oder als Analogon aufgenommen werden, implizieren und insinuieren Kausalitätsannahmen: Wenn wir gute Netzwerkarbeit leisten, verringert sich das menschliche Elend. Das kann sein. Es muss aber nicht sein. Im Gegenteil: Netze können gefangen nehmen, Netze als *Werk* lassen das befürchten.

So gesehen verweist dieses Denken auf – latente und sublimale – Bemächtigungsstrategien; es lohnt sich gelegentlich auf Sprache zu achten, weil sie Machtprozesse anzuzeigen vermag: Vom Netzwerk zu reden taugt nur bedingt. Netze bestehen oder entstehen, gleichsam natürlich oder organisch, in Gemeinschaft mit anderen, vor allem in einem ziemlich spannungsreichen, dialektischen Prozess, in welchem sich Einzelne miteinander verbinden, Vorgesehenes und Gegebenes aufnehmend, im Umgang mit diesem und in einem sorgfältigen Ausräumen eines Geschehens, an dem man mitwirkt und das einen doch selbst beeinflusst. Das hat Züge eines Spiels, eine Nähe zu dem besteht, was ein kluger Bildungsbegriff auszusagen versucht. Vielleicht interessieren sich deshalb Soziale Arbeit, Sozialarbeiter und Sozialpädagogen für Netzwerke. Mit *Werk* aber hat all das wenig zu tun. Das kann man bei Tönnies lernen, selbst wenn man seiner Terminologie nicht folgt. Gemeinschaften, so die wirklichen sozialen Netze, die den – wie er nun mal bei ihm heißt – Wesenwillen tragen, sind *Praxis* und nicht *Poiesis*, um der alten Differenz zu folgen, *Handlung* und nicht *Arbeit*, wie man seit Hegels kopernikanischer Wende der praktischen Philosophie unter-

scheidet. Daher kann der Begriff des Netzwerkes nicht so recht zur Geltung gebracht werden. *Netze* und *Werke* gehen nicht zusammen, selbst der Granatfischer scheut sich davor. Es sei denn, ein mächtiger Ingenieur errichtet ein umfangreiches Gewebe von Wegen, auf welchen sich die Einzelnen dann bewegen können, dürfen oder müssen; oder er koppelt zunächst selbständige Elemente zusammen, setzt Steuerimpulse, gibt mit einem Programm Befehle, die das Netzwerk zusammen wirken lassen. Das Netzwerk verfolgt dann höhere Zwecke, mit welchen es selbst nichts zu tun hat – Georg Klaus und Manfred Buhr haben das wohl so gedacht, stellvertretend für die modernen Philosophen der DDR. Wer ausfällt, nicht programmgemäß funktioniert, wird *vom Netz* genommen, günstigenfalls zur weiteren Verwendung repariert oder ganz ausgesondert.

Zwischen diesem dann doch ziemlich göttlichen oder doch bloß stalinistischen Anspruch bewegt sich die Soziale Arbeit mit ihrem Interesse an Netzwerken und der dann doch schon zum Pleonasmus verdoppelten und apokryphen *Netzwerkarbeit*. Dass sie ein gar so großes Interesse an den Netzwerken und den Netzwerkarbeiten hat, lässt sich auf viele Gründe zurückführen. Manche schmerzen fast ein wenig:

- Ein erster Grund besteht wohl zunächst darin, dass die Soziale Arbeit noch selbst Opfer eines nicht so recht zu Ende gedachten Bildes geworden ist, das aber dennoch als eine Art Gründungsmythos wenigstens für die Sozialpädagogik gefeiert wird: Herman Nohl (vgl. Nohl 1965, S. 48) hatte bekanntlich die Notwendigkeit der Sozialpädagogik allzumal gegenüber einer bloßen Fürsorge damit begründet, dass es nicht bloß darum gehen könne, die aus den Gleisen gesprungenen Waggons wieder aufzustellen und in die Züge einzubinden; das Bahnnetz selbst bedürfe der Überholung, Reparatur und eines Umbaus, durch den die Sicherheit der Einzelnen gewahrt bleibe – schon hier drängt sich als Frage auf, ob er wirklich die Betriebssicherheit hat meinen wollen. So schön das Bild sein mag und so sehr es für eine Didaktik der Sozialen Arbeit gebraucht werden kann, man sollte es über seine rhetorische Funktion hinaus nicht zu sehr strapazieren. Der notwendigen Selbstkritik Sozialer Arbeit steht es ohnedies im Wege, eben weil es zu viel Gott, zu viel Prometheus, zu viel Allmacht insbesondere der Sozialpädagogik zuspricht. Man sollte es auch deshalb nicht über Maßen beanspruchen, weil schon bei Nohl eine tückische Bedeutungsschicht zum Tragen kommt. Die Schienenmetapher, das Netz der Geleise entführt in ein technisches und logistisches Denken. Ein solches lässt sich in der Sozialen Arbeit sicher nicht ganz vermeiden, weil sie in der Tat damit zu tun hat, Rahmenbedingungen des Lebens und Aufwachsens, der Entwicklung und Bildung von Menschen zu sichern oder wieder her zustellen, allzumal dann, wenn die gesellschaftlichen Bedingungen sich so verändert haben, dass Subjektivität eingeschränkt und behindert, verhindert oder gar zerstört wird. Gleichwohl muss zur

Vorsicht geraten werden: Rahmenbedingungen sind immer noch diffus, selbst wenn über Lebensorte nachgedacht und solche gestaltet werden. Orte bieten Bewegungsräume, möglicherweise abgegrenzt gegenüber einem Außen; eben diese Grenzziehung muss im Blick auf Öffnungen und Übergänge bedacht werden, damit der Ort nicht totalitär wird. Das Netzwerk der Eisenbahn ist konkreter, wie an Nohls Bild zu erkennen ist: es erlaubt nur bestimmte Wege im System. Nüchtern betrachtet, werden die Waggons von anderen, vor allem von Lokomotiven gezogen. Selbst die müssen jedoch an den Weichen den Schienenwegen folgen, die für sie freigeschaltet wurden. Und nicht minder müssen sie den Signalen gehorchen, die günstigstenfalls auf *freie Fahrt* gestellt wurden. Der sozialpädagogische Ort ist hingegen so eingerichtet, dass man sich in ihm frei bewegen, den eigenen Bildungsprozess selbst in den – allerdings durch den Raum – gegebenen Grenzen gestalten kann. Antrieb, Entwicklung, noch die Aufnahme einer Perspektive, Bildung machen das Werk des Subjekts aus, mit dem es sich gegenüber den Zwängen Gottes, der Natur und der Gesellschaft als Werk einer selbst behauptet. Pestalozzi hat das ganz gut erkannt (vgl. Pestalozzi, 1779/1996).

- Ein zweiter Grund für Vorbehalte gegenüber dem Netzwerkdenken in der Sozialen Arbeit, der historisch interessierter und informierter Blick auf seine Einführung lässt ihn nach vorne treten. Es fällt nämlich auf, wie Netze und Netzwerke Aufmerksamkeit in einem Kontext der wachsenden Staatskritik finden. Das macht sie zunächst sympathisch, um wenig später doch wiederum mit interessierter Sorge betrachtet zu werden. In dieser Staatskritik trafen sich dabei auf seltsame Weise Vertreter von – wenn man so will – linken und rechten Positionen (wobei die Zuordnung natürlich oberflächlich bleibt). Den „Linken“ war der Staat zu autoritär, zu sehr mit Macht gegenüber den Subjekten, mit Herrschaft des Kapitals verbunden. Netze sollten als Gegenmacht aktiviert werden, Bürgerinitiativen und die neuen sozialen Bewegungen standen Pate. Den „Rechten“ war der Staat zu mächtig geworden, er griff zu viel ein, erdrückte vorgeblich das freie Unternehmertum, schwächte mit seinen Sozialleistungen die Leistungsträger und machte die – zu diesem Zeitpunkt so noch nicht Denunzierten – Unterschicht zu parasitären Faulenzern. Später, als die Unterschicht entdeckt worden ist, wollte man sie auch sogleich unter Kuratel stellen. Ganz offensichtlich traut man den Netzen nicht, über die jene so stigmatisierten Menschen verfügen, sofern sie ihnen überhaupt blieben – eine Strategie moderner Sozialpolitik besteht schließlich darin, einmal mehr Menschen aus den ihnen vertrauten Zusammenhängen zu vertreiben, etwa weil die Mieten ihrer Wohnung nicht den zugebilligten Regelsätzen entsprechen. Dabei lautet das Zauberwort der Etikettierung weniger Unterschicht; viel erfolgreicher ist eines, das auf die Netze der Betroffenen abhebt: Es handelt sich bei diesen um *sozial schwache* Menschen oder Familien.

- Die Genealogie dieser Formel lässt sich nicht rekonstruieren; es gibt keine dokumentierte Wortgeschichte, wenngleich der Verdacht besteht, dass es ein Überbleibsel der DDR-Sprache sein könnte. Ihre Bedeutung ist nicht minder unklar, von der Intention einmal abgesehen, nicht herabsetzen, aber doch denunzieren und eine Lebenspraxis in Frage stellen zu wollen. Soziale Schwäche meint jedenfalls nicht vorrangig Einkommensarmut, auch nicht Arbeitslosigkeit oder Wohnungsnot. Die Parallele zum Netzwerkdanken lässt sich jedoch kaum übersehen: Sozial schwach ist, wer nicht über Netze verfügt. Da könnte etwas dran sein, die Dynamik von Isolation und Krise ist schon angesprochen worden. Dennoch drängt sich der Verdacht auf, dass in Wirklichkeit als sozial schwach gilt, wer nicht über die richtigen, die anerkannten, heute: die bildungswirksamen Netze verfügt. Macht sich Soziale Arbeit so zum Richter?
- Ein dritter Vorbehalt: Die soziale Arbeit will Netze suchen, beschreiben und sie sichern oder wieder herstellen. Aber im Zusammenhang einer staatlich legitimierten Technologie deutet sich also berechnende Normativität an; sie mündet in Kontroll- und Steuerungsmythen, die dann recht wirksam werden. Von der Beschreibung des Netzes zu seiner Inanspruchnahme ist ein kurzer Weg. Nicht nur, dass Soziale Arbeit sich dann ihrer eigenen Aufgaben entledigt und auf die Netze verweist, die man gefälligst nutzen möge – davon wird gleich noch mal die Rede sein. Vielmehr kann man Netze dazu verwenden, die Subjekte auf diese zu verpflichten und ihnen abzuverlangen, dass sie dem doch folgen sollen, was die Netze ihnen selbst sagen oder – schlimmer – was andere in die Netze dann hinein tragen. Bei dem schon angesprochenen Bildungsthema könnte dieser Verdacht sich belegen lassen. Die Mitglieder einer Gesellschaft werden allzumal durch ihre gemeinschaftlichen Lebenszusammenhänge verpflichtet, sich den Normen zu beugen, die man gerne durchgesetzt hätte. Im direkten „Durchgriff“ auf die Netze kann das wohl nicht gelingen, weil es der Logik ihrer Gemeinschaftlichkeit widerspricht. Aber so stabil sind sie vielleicht nicht mehr, allzumal in einer Gesellschaft, in der Massenmedien und Konsum eine dunkle Verbindung eingegangen sind, zu der nun vielleicht gut getarnte Ordnungspolitiker und die Soziale Arbeit als deren naiver Kompagnon eingetreten sind. Unter dem großen Dach des Netzes für Bildung etwa verliert alles an Gewicht und Bedeutung, was für eine autonome Lebenspraxis entscheidend war. Einfach Fußball spielen, sich mit anderen treffen, im Jugendclub etwa? Nein das geht nicht. Es wird zulässig nur, wenn und sofern es dem großen Netz angehört, dass dann zur Bildung eines jeden zusammen gefügt ist; am Ende glauben die Beteiligten und Betroffenen sogar, dass ihnen das gut tut. Die Vielfalt und Buntheit von Gesellschaft wird dann überspannt, nicht wirklich, sondern vor allem mit den dünnen Fäden der sozialpolitischen Rhetorik, die sich doch gerne gut anhören lässt. Geschichte, Tradition, Selbstbestimmung spielen dann keine Rolle, wohl aber die dünn,

aber gerade deshalb wirkungsvoll gewordenen Netze, in welchen heute die ideologischen Apparate agieren.

- Endlich: man kann sich gar nicht sicher sein, dass unter dem freundlichen Stichwort von der Arbeit an den Netzen, von der Suche nach diesen und dem Netzwerken sich eine ganz und gar unfreundliche Sozialarbeit mit – der sachlich eher falsch, im politisch-polemischen Zusammenhang vertraute Ausdruck sei bitte entschuldigt – neoliberalen Zügen verbirgt. Die hier angedeutete Logik ist zuletzt von der Politik der sozialdemokratisch regierten Bundesländer fast zur Maßnahme erklärt worden: Soziale Arbeit hat dann nichts mehr mit Infrastrukturen zu tun, sondern soll sich darauf verlassen, dass die Subjekte doch selbst helfen. sei demnach auf die Suche nach Netzen zu beschränken, sie dürfe dem vertrauen, was in einer Gemeinde bestehe und als Sozialräume identifiziert worden sei. Das Recht der Personensorgeberechtigten auf eine angemessene Hilfe, auf Bestimmung dieser Hilfeleistung, erst recht auf ihre Gewährung und Durchführung könne man dann getrost verzichten. Die Netzwerke seien ja da. So kann die Netzwerkorientierung der Sozialen Arbeit nicht bloß zum Instrument der Kontrolle und Disziplinierung werden; vielmehr führt sie dazu, die Soziale Arbeit einzuschränken und die Subjekte einer Situation preiszugeben, in der sie – aus welchen Gründen auch immer – doch auf Hilfe angewiesen sind.

Gewiss: man muss nicht immer an die apokalyptischen Reiter denken. Allerdings hat die Soziale Arbeit in schöner Regelmäßigkeit mit den dunklen Seiten der modernen Gesellschaften zu tun. Sie kann sich nicht sicher sein, dass eben diese dunklen Seiten nicht sogar auf sie selbst ausgreifen oder gar durch sie exekutiert werden; selbst mit so schönen Konzepten wie dem der Netzwerkorientierung. Wie heißt das so schön in englischem Sprichwort: to be forewarned is to be forearmed. Ein guter Spruch, auch gegen freundlich klingende Formeln.

Literatur

- Adorno, Theodor W. (2006). Zur Lehre von der Geschichte und von der Freiheit (1964/65), hrsg. v. R. Tiedemann. (T.W. Adorno: Nachgelassene Schriften, Vorlesungen, Frankfurt am Main 2001), Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Aubert, N. (2004). *Le culte de l'urgence. La société malade du temps*. Paris: Flammarion.
- Aubert, N. (Dir), (2010). *L'individu hypermoderne*. Toulouse: Edition Érès.
- Bauman, Z. (1992). *Die Moderne und der Holocaust. Dialektik der Ordnung*. Frankfurt am Main, Wien Büchergilde Gutenberg.
- Bauman, Z. (2000). *Liquid Modernity*. Cambridge: Polity.
- Bauman, Z. (2004). *Wasted lives. Modernity and its Outcasts*. Cambridge: Polity.
- Bauman, Z. (2005). *Liquid Life*. Cambridge: Polity.

- Bauman, Z. (2008). *Flüchtige Zeiten. Leben in der Ungewissheit*. Hamburg: Hamburger Edition.
- Bauman, Z. (2009). *Leben als Konsum*. Hamburg: Hamburger Edition.
- Bauman, Z. (2010). *Wir Lebenskünstler*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Beck, U. (1986). *Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Boltanski, L. (o.J.). *Leben als Projekt. Prekarität in der schönen neuen Netzwerkwelt*. In: Das Online-Magazin zur Zeitschrift polar: www.sl73721806.online.de/frontend/position.php?id=110#110.
- Boltanski, L./Chiapello, È. (2003). *Der neue Geist des Kapitalismus*. Konstanz: UVK.
- Bloom, S. (2011). *Die menschliche Schwäche*. Roman. Göttingen: Wallstein.
- Brose, H.-G./Hildenbrand, B. (Hrsg.). (1988). *Vom Ende des Individuums zur Individualität ohne Ende*. Opladen: Leske und Budrich.
- Castells, M. (2001–2003). *Das Informationszeitalter*. Drei Bände. Opladen: Leske und Budrich.
- Dilthey, W. (1970). *Der Aufbau der geschichtlichen Welt in den Geisteswissenschaften*. Einleitung v. M. Riedel. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Dülmen, R. van (Hrsg.). (2001). *Entdeckung des Ich. Die Geschichte der Individualisierung vom Mittelalter bis zur Gegenwart*. Köln: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Ehrenberg, A. (1991). *Le culte de la performance*. Paris: Hachette.
- Ehrenberg, A. (2000). *La Fatigue d'être soi. Dépression et société*. Paris: Odile Jacob, Poches.
- Ehrenberg, A. (2011). *Das Unbehagen in der Gesellschaft*. Berlin: Suhrkamp.
- Elias, N. (2006). *Was ist Soziologie*. In: N. Elias: *Gesammelte Schriften*. Band 5. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Grimm, Jakob/Grimm, Wilhelm (Hrsg.). (1984). *Deutsches Wörterbuch*, Bd. 13. bearbeitet v. M. v. Lexer, Leipzig 1889. Nachdruck: München: dtv.
- Herbart, J.F. (1824/1890). *Psychologie als Wissenschaft neu gegründet auf Erfahrung, Metaphysik und Mathematik. Erster synthetischer Teil [1824]*. In: J.F. Herbart: *Sämtliche Werke*. Hrsg. v. Karl Kehrbach. Fünfter Band. Langensalza: Beyer.
- Herbart, J.F. (1825/1892). *Psychologie als Wissenschaft neu gegründet auf Erfahrung, Metaphysik und Mathematik. Zweiter synthetischer Teil [1825]*. In: J.F. Herbart: *Sämtliche Werke*. Hrsg. v. Karl Kehrbach. Sechster Band. Langensalza: Beyer.
- Klaus, G./Buhr, M. (1970). *Philosophisches Wörterbuch*. Band 2. *Konflikt bis Zyklen-theorie*. 7. berichtigte Auflage. Berlin: das europäische Buch
- Koerrenz, R. (2012). *Schulmodell Jenaplan. Grundlagen eines reformpädagogischen Programms*. Paderborn. Schöningh.
- Lyotard, J.-F. (1986). *Das postmoderne Wissen. Ein Bericht*. Vollständig überarbeitete Fassung, hrsg. v. P. Engelmann. Graz/Wien: Böhlau – Passagen.
- Mollenhauer, K. (1983). *Vergessene Zusammenhänge. Über Kultur und Erziehung*. Weinheim und München: Juventa.
- Mooser, J. (1984). *Arbeiterleben in Deutschland 1900–1970*. Neue Historische Bibliothek. Frankfurt am Main.
- Nestmann, F. (2003). *Soziale Netzwerke – Soziale Unterstützung*. In: H.U. Otto/H. Thiersch (Hrsg.), *Handbuch Sozialarbeit – Sozialpädagogik*. 3. Auflage, München: Reinhardt, 1684–1692.
- Nohl, H. (1965). *Aufgaben und Wege der Sozialpädagogik. Vorträge und Aufsätze v. H. Nohl*. Kleine pädagogische Texte, band 35. Weinheim: Beltz.
- Otto, U. (2011). *Soziale Netzwerke*. In: H.-U. Otto/H. Thiersch (Hrsg.), *Handbuch Soziale Arbeit*. 4. völlig neu bearbeitete Auflage. München: Reinhardt 1376–1389.
- Ozouf, M. (2005). *Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit*. In: P. Nora (Hrsg.), *Erinnerungsorte Frankreichs*. München: Beck, 27–62.

- Pestalozzi, J.H. (1779/1996). Meine Nachforschungen über den Gang der Natur in der Entwicklung des Menschengeschlechts. (Zürich 1797). In: J.H. Pestalozzi, Sämtliche Werke. Kritische Ausgabe. Hrsg. v. A. Buchenau, E. Spranger, H. Stettbacher, Band 12. Schriften aus der Zeit von 1797 bis 1799. Berlin: de Gruyter, 1938.
- Plessner, H. (1979). Macht und menschliche Natur. Ein Versuch zur Anthropologie der geschichtlichen Weltansicht. In: H. Plessner, Zwischen Philosophie und Gesellschaft. Ausgewählte Abhandlungen und Vorträge. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 276–363
- Plessner, H. (1981). Grenzen der Gemeinschaft. Eine Kritik des sozialen Radikalismus. In: H. Plessner: Gesammelte Schriften, Bd. V. Macht und menschliche Natur. Frankfurt: Suhrkamp 7–133
- Radkau, J. (1998). Das Zeitalter der Nervosität. Deutschland zwischen Bismarck und Hitler. München und Wien: Hanser.
- Reimann, B. W. (2011). Einführung in den psychoanalytischen Diskurs der Gesellschaft. Erweiterte Neuauflage. Darmstadt
- Sennett, R. (1998). Der flexible Mensch. Die Kultur des neuen Kapitalismus. Frankfurt am Main: Büchergilde.
- Schleiermacher, F.D.E. (1978). Monologen nebst den Vorarbeiten. Dritte Auflage. Kritische Ausgabe. Hrsg. von M. Schiele. Erweitert und durchgesehen v. H. Mulert. Hamburg: Meiner.
- Schleiermacher F. (1983). Über die Religion. Reden an die Gebildeten unter ihren Verächtern. In: F. Schleiermacher, Schriften aus der Berliner Zeit 1796–1799. Kritische Gesamtausgabe (KGA). Erste Abteilung. Zweiter Band. Hg. v. G. Meckenstock. Berlin/New York: de Gruyter
- Tönnies, F. (1896). Hobbes. Leben und Lehre. Stuttgart. Frommanns Verlag.
- Tönnies, F. (1970). Gemeinschaft und Gesellschaft. Grundbegriffe der reinen Soziologie. 2. durchgesehener und berichtigter reprografischer Nachdruck der Ausgabe Darmstadt 1963. Darmstadt. Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Tomasello, M. (2002). Die kulturelle Entwicklung des menschlichen Denkens. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Netzwerktheorien in der Sozialen Arbeit

Zum Theoriestatus der Netzwerkforschung

In seinem Beitrag „Netzwerkanalyse und Netzwerktheorie: Einige Anmerkungen zu einem neuen Paradigma“ gesteht Christian Stegbauer (2010, S. 11) ein, dass sich nicht unbedingt sagen lässt, „womit genau die Netzwerkforschung beginnt“ (ebd.). Zwar verweist auch Linton C. Freeman (2004) auf entsprechende Vorläufer. Vor dem Hintergrund der von ihm zur Charakterisierung von Netzwerkanalyse vorgeschlagenen vier Kriterien (2004, S. 3) von

1. struktureller Intuition,
2. Verwendung systematisch gesammelter empirischer Daten,
3. graphischer Verfahren und
4. mathematischer Modelle

hat er jedoch die von Jakob L. Moreno in Zusammenarbeit mit Helen H. Jennings entwickelte Soziometrie, als ersten Ansatz markiert (ebd., S. 39), der alle diese Kriterien einzulösen vermochte. Bis heute gehört die Soziometrie zum Methodenbaukasten nahezu eines jeden/jeder pädagogisch mit Gruppen arbeitenden Professionellen – und dies nicht nur in der Sozialen Arbeit. Freeman (ebd., S. 163) resümiert dann weiter, dass es zumindest in den USA gegen Ende der 1970er Jahre gelungen war, durchaus unterschiedliche auf soziale Netzwerke bezogene Analyseansätze in den einzelnen Disziplinen zu einer „vereinheitlichten und anerkannten Perspektive“ zusammen zu führen, die seitdem unter dem Namen „Social Network Analysis“ bekannt ist.

Rückblickend stellt Stegbauer im Hinblick auf das sich in dieser Weise neu konturierende „Wissenschaftsfeld“ fest, dass in diesem „die 1970er und 1980er Jahre vor allem durch einen Zugewinn an Methoden der Netzwerkanalyse geprägt [waren] (gekoppelt mit dem immensen Anstieg an computerbasierter Rechenkapazität“ (ebd.). Taucht schon in den von Freeman vorgeschlagenen Kriterien eine theoretische Orientierung bestenfalls implizit in dem auf, was er „strukturelle Intention“ nennt, bilanzieren Dieter Bögenhold und Jörg Marschall in ihrem Resümee „Zum Theorieanspruch der

Netzwerkanalyse bis in die 1980er Jahre“, dass sich in der diesbezüglichen internationalen Debatte „kaum eine Position“ (2010, S. 281) fände, „die der Netzwerkanalyse uneingeschränkt den Status als Theorie konzidiert“ (ebd.). Prominentestes Beispiel hierzu ist wohl Mark Granovetters (1979) Beitrag: „The Theory-Gap in Social Network Analysis“, in dem er von der Netzwerkanalyse eine prinzipielle Anleitung durch Theorie forderte. Granovetter zufolge trage die Netzwerkanalyse zwar als Methode implizite theoretische Annahmen über die Gestalt sozialer Struktur in sich. Wenn sie diese jedoch nicht stärker expliziere – so seine damalige Warnung – verliere sie ihre sozialwissenschaftliche Anschlussfähigkeit. Und so benennen in ähnlicher Weise viele der von Bögenhold/Marschall recherchierten Beiträge „konkrete Defizite, formulieren Entwicklungsperspektiven und machen Netzwerkanalyse letztlich zu einer Art von ‚theoretischem Schwellenland‘“ (2010, S. 281).

Hennig/Kohl monieren darüber hinaus, dass bis heute häufig „theoretische Annahmen nur ad hoc formuliert“ (2011, S. 35) würden oder eher „implizit“ erfolgten. Entsprechend blieben „viele Fragen, beispielsweise warum sich bestimmte Typen von sozialen Beziehungen entwickeln, welcher Zusammenhang zwischen Relationen und Verhalten der Akteure besteht oder welche Eigendynamik soziale Beziehungen besitzen, [...] ungeklärt“ (ebd.). Herbert Willems kritisiert noch weitergehend, dass sich sogar der Netzwerkbegriff selbst „eher durch Uneinheitlichkeit und auf der Ebene eines ‚kleinsten gemeinsamen Nenners‘ eher durch Unbestimmtheit als durch Differenzierung aus[zeichne]. Fragen, wie die, was ein Netzwerk eigentlich ausmacht, worin seine Identität besteht, wie/wo sich (daher) seine Grenzen ergeben und was all dies für die Akteure, Handlungen und Handlungsspielräume bedeutet, sind mehr oder weniger ungeklärt und auch schwierig und problematisch“ (2010, S. 259).

Zur möglichen Bedeutung der Netzwerkanalyse für eine auf Soziale Arbeit bezogenen Theoriebildung

Vor diesem Hintergrund erhebt sich dann selbstverständlich sofort die Frage, was die Soziale Arbeit von der „Analyse sozialer Netzwerke“ – wie die „Social Network Analysis“ ins Deutsche direkt übersetzt wird – bzw. allgemeiner gesprochen der „Netzwerkanalyse“ (vgl. Trappmann/Hummell/Sodeur, 2011, S. 16; Haas/Mützel, 2010, S. 49) oder „Netzwerkforschung“ (vgl. Stegbauer, 2010, S. 11) profitieren kann? So hat doch deren Theorie allem Anschein nach mit ähnlichen Schwierigkeiten zu kämpfen (vgl. Rauschenbach/Züchner, 2011). Dies beginnt bereits damit, dass „die Unschärfen des Begriffsfeldes von Sozialpädagogik, Sozialarbeit und Sozialer Arbeit“ (Füssenhäuser, 2005, S. 40) keineswegs ein nur rein semantisches Problem darstellen. Denn mit diesen Begriffen werden auch inhaltliche

Markierungen gesetzt, „die zum einen auf unterschiedliche Theorietraditionen und wissenschaftsinterne Debatten verweisen“ (ebd.). Zum anderen sind die verschiedenen Begriffe jedoch auch „eng verknüpft [...] mit der Herausbildung der Arbeitsfelder der Sozialen Arbeit“ (ebd.), um bei diesem Terminus als Oberbegriff für Sozialarbeit und Sozialpädagogik zu bleiben (vgl. Thole, 2011).

Fort setzt sich dies mit der bis heute umstrittenen Frage, ob Soziale Arbeit als Wissenschaft einen anderen Gegenstand hat als Soziale Arbeit als Praxis, oder ob der Gegenstand der Sozialen Arbeit als Wissenschaft und Praxis ein Gleicher ist (vgl. May, 2010, Kap. 7.2). Und wenn Bögenhold/Marschall bezüglich der Netzwerkanalyse die Schwierigkeit einer „Verbindung zwischen empirischer Forschung und theoretischen Formulierungen“ (2010, S. 283) beklagen, und dass es in diesem Zusammenhang darüber hinaus „kein hinreichend geteiltes Verständnis dessen gibt, was den Status von ‚Theorie‘ überhaupt ausmacht“ (ebd.), so lässt sich dies ganz ähnlich auch für die entsprechenden Diskurse bezüglich des Theorieverständnisses Sozialer Arbeit und des Verhältnisses ihrer Theorie zur Empirie nachzeichnen (vgl. May, 2010, Kap. 1). Allerdings scheint im Gegensatz zum netzwerkanalytischen Diskurs, in dem der Netzwerkbegriff bis „heute ein wesentlich deskriptives, (bestenfalls) analytisches Konstrukt“ (Otto, 2011, S. 1376) repräsentiert, in dem der Soziale Arbeit eine „Art Größenwahn in Sachen Theorie [...] von Angehörigen der Profession ebenso wie jenen der Disziplin sorgsam gepflegt“ (2005, S. 19) zu werden, wie Michael Winkler moniert. So sieht Winkler hier häufig einen „Begriff der Theorie (inszeniert), der im Kontrast zu den empirischen Daten steht, welche eben sorgfältig erhoben und nicht überstrapaziert werden sollen. Theorie rückt diesen gegenüber in die Nähe von philosophischer Reflexion, die ihrerseits als verdächtig und anachronistisch erscheint“ (ebd., S. 20).

Von daher birgt eine Bewegung beider Wissenschaftsfelder aufeinander zu vielleicht ja auch eine Chance, die jeweiligen Defizite wechselseitig ausgleichen zu helfen. Auf jeden Fall könnte unabhängig vom anscheinend zumindest in ihrer frühen Phase umstrittenen theoretischen Status der „Social Network Analysis“ deren Analysemethoden einen wichtigen Beitrag zur Aufklärung des ihrerseits offensichtlich ebenso diffus sich konstituierenden „Wissenschaftsfeldes“ der Sozialen Arbeit leisten. Dies würde sich dann nicht in einer sicher schon für sich allein hoch interessanten Analyse ihrer Zitierkatelle erschöpfen in Form eines Graphen mit Kanten und Knoten, die dann auch als Maßzahlen für Stärke oder Frequenz der Verbindungen dienen und sich somit auch tabellarisch in einer Soziomatrix erfassen ließen. Vielmehr deuten Klaus Mollenhauers (1996) Hinweis, dass eine Theorie Sozialer Arbeit selbst im günstigsten Fall kaum mehr als ein „Gitternetz“ möglicher Themen entfalten könne, sowie Michael Winklers Verständnis von Theoriearbeit als „Reflexionsmodus“, der in seiner materialen Darstellung dazu beitragen sollte, „Daten, Befunde, aber auch Überlegun-

gen zu integrieren, sie in Dimensionen zu ordnen sowie dann einzubetten in größere Zusammenhänge, um Diskussionen und vielleicht den Diskurs zu strukturieren und in Bewegung zu halten“ (2005, S. 28), auf eine sehr viel weitergehende Möglichkeit der „Selbstaufklärung“ auf Soziale Arbeit bezogener Theoriebildung mittels Methoden der Netzwerkanalyse.

So ließen sich in ähnlicher Weise, wie dies Jessica Haas und Sophie Mützel (2010) in ihrer empirischen Übersicht zur „Netzwerkanalyse und Netzwerktheorie in Deutschland“ praktiziert haben, auch für die wissenschaftliche Debatte zur Sozialen Arbeit anhand einer Analyse entsprechender wissenschaftlicher Publikationen mit den klassischen Methoden der Netzwerkanalyse, wie einer „Kategorie-mal-Kategorie-Matrix“, auch solche inhaltlich-substantiellen „Knoten“ des „Gitternetzes“ bzw. „Gesamtnetzwerkes“ dieses Diskurses rekonstruieren. Dabei könnte dann – sozusagen nebenbei – auch empirisch überprüft werden, inwieweit die wissenschaftlichen Erkenntnisse der „Social Network Analysis“ selbst in diesem Diskurs aufgegriffen worden sind. Vor dem Hintergrund von Ulrich Ottos (2011) zahlreichen Beispielen in seinem Artikel „Soziale Netzwerke“ für die 4. völlig neu bearbeitete Auflage des „Handbuch Soziale Arbeit“ könnte ja im Anschluss an Dewe/Otto die Hypothese formuliert werden, dass diese Erkenntnisse vor allem im „sozialarbeitswissenschaftlichen“ Kontext „auf ihre (vermutete) potenzielle Technologie hin befragt und in der Folge der Praxis“ (2011, S. 203) zuzuführen versucht wurden bzw. werden.

Weiter könnten dann bezüglich des von Mollenhauer angesprochenen „Gitternetzes“ einer übergreifenden Theorie Sozialer Arbeit bzw. der von Winkler in dieser Hinsicht angemahnten Ordnung in Dimensionen und ihrer Einbettung in größere Zusammenhänge – wie dies Haas/Mützel (2010) in ihrer empirischen Übersicht zur „Netzwerkanalyse und Netzwerktheorie in Deutschland“ vorexerziert haben – mit Hilfe der Korrespondenzanalyse als explorativem Datenreduktionsinstrument Ähnlichkeiten zwischen diesen Kategorien grafisch veranschaulicht werden. Und schließlich könnte bezüglich der Veränderungen der strukturellen Konfiguration und einzelner Positionierungen dieses „wissenschaftlichen Feldes“ über die Zeit im Anschluss an die Methodik von Haas/Mützel mit Hilfe von „Blockmodellen“ (s. u.) in Form von Baumdiagrammen die Darstellung der verschiedenen Epochen in ihrer Komplexität reduziert werden, auch um mit dieser Art von Clusterverfahren die „strukturelle Äquivalenz“ (s. u.) zwischen den verschiedenen Kategorien herauszuarbeiten.

Zugleich könnte auf diese Weise überprüft werden, ob die Wissenschaften von der Sozialen Arbeit – wie Dewe/Otto beklagen – bisher permanenten Wandlungen eines „überwiegend von den Konstellationen der Außenwelt gesteuerten Begriffs ihres Gegenstandes“ (2011, S. 202) unterworfen gewesen sind, der ihrer Auffassung nach „die Fähigkeit unserer Disziplin, ihre Erkenntnismodelle zu spezifizieren, überlasten“ (ebd.) musste. Diese Gefahr der Außensteuerung sehen Dewe/Otto allerdings nicht nur, wenn ih-

rer Ansicht zufolge sich Sozialarbeitswissenschaft hauptsächlich damit beschäftigen, externe „wissenschaftliche [...] Erkenntnisse der Referenzwissenschaften auf ihre (vermutete) potenzielle Technologie hin [zu] befrag[en] und in der Folge der Praxis“ (ebd., S. 203) zuzuführen, was ja dann auch für eine entsprechende Adaption netzwerkanalytischer Wissensbestände zuträfe. Vielmehr haben sie dabei sehr viel stärker die politische Aufgabenzuschreibungen an die Soziale Arbeit als Profession (z.B. in Form gesetzlicher Regelungen und Finanzierungsmodalitäten der Praxis) und Disziplin (Stichwort: Programm gesteuerte Forschungsförderung) im Blick. Allerdings führt diese über eine formale Analyse hinausgehende Frage auf den Eingangs angesprochen „Theory-Gap in Social Network Analysis“ (Granovetter 1979) zurück.

Zur Eingrenzung der Fragestellung im Hinblick auf Vermittlungsmöglichkeiten zwischen den Theoriebildungen im Kontext der Netzwerkforschung und der Sozialen Arbeit

Für gewöhnlich werden solche programmatischen Überlegungen, wie sie hier im Anschluss an die Methodik von Haas/Mützel für ein „Gitternetz“ von Theorie(n) Sozialer Arbeit skizziert wurden, am Schluss eines Aufsatzes platziert und nicht an dessen Beginn. Vielleicht inspirieren diese den einen oder die andere disziplinär interessierte KollegIn zu einem entsprechenden Antrag bei der DFG. Ich will sie (hier) jedoch nicht weiter verfolgen. Vielmehr richtet sich mein Interesse auf den Beitrag, den die „Analyse sozialer Netzwerke“ im Hinblick auf die Analyse des Gegenstandes Sozialer Arbeit zu leisten vermag. Diesbezüglich habe ich schon angedeutet, dass auch die Frage, worin dieser Gegenstand besteht, durchaus umstritten ist. Allerdings hat meiner Ansicht nach Heinz Sünker, wenn er Sozialer Arbeit als „Antwort auf die Frage nach möglichen Verhältnisbestimmungen von Individuum und Gesellschaft“ (2011, S. 249) zu lesen versucht, auch theorieübergreifend den in dieser Formulierung allgemeinsten und sicher damit auch nicht exklusiven Gegenstand Sozialer Arbeit skizziert. Noch anschlussfähiger an die Analyse sozialer Netzwerke ist der Hinweis von Michael Winkler, dass im sozialen Sektor – obwohl dessen AdressatInnen Individuen seien – doch „am Gegenstand Gesellschaft“ (1988, S. 190) gearbeitet werde. Entsprechend hat dann auch Ulrich Otto in seinem Handbuchbeitrag herausgestrichen, dass „einen wesentlichen Teil der Anziehungskraft der sozialen Netzwerkperspektive für die Soziale Arbeit“ (2011, S. 1379) ausmache, eben diese „basalen Fragen des Verhältnisses zwischen Individuum und Gesellschaft [...] vieldimensional in einem Theorieumfeld mittlerer Reichweite und mit Bezugnahme auf Fragestellungen sowohl der Mikro-, als auch der Meso- und (eingeschränkt) Makroebene tiefenscharf beleuchten zu können“ (ebd.).

Nun würde es nicht nur den Rahmen dieses Beitrages bei Weitem sprengen, wenn ich diesbezüglich eine Würdigung des empirischen Forschungsstandes der „Social Network Analysis“ versuchen würde. Es gäbe dazu sicher auch weitaus Berufenere als mich. Ich will mich hier vielmehr darauf konzentrieren, die im Rahmen der Netzwerkforschung als „formalen Verfahren zur Analyse von Beziehungen zwischen Akteuren und deren Mustern“ (Haas/Mützel, 2010, S. 49) entfalteten „Theorieperspektive[n] auf eben solche Beziehungen“ (ebd.) kritisch auch im Hinblick auf ihren Beitrag zu den Theoriediskursen Sozialer Arbeit zu diskutieren.

In ihrem einleitenden Beitrag zum „Selbstverständnis der Netzwerkforschung“ konstatieren Stegbauer/Häußling, dass die verschiedenen dort vor allem seit den 1990er Jahren sich entwickelnden Theorieansätze „in den seltensten Fällen als umfassende Theorien konzipiert“ (2010, S. 57) seien. Vielmehr handele es sich „um Theoreme, die in engem Zusammenhang mit empirisch-methodischen Fragestellungen“ (ebd.) stünden. Wie Jens Beckert (2005) bezeichnen sie diese in Anlehnung an Robert Merton (1985) als „Theorien mittlerer Reichweite“. Vor diesem Hintergrund haben Bögenhold/Marschall (2010, S. 288) vorgeschlagen, „Netzwerkanalyse, soweit sie über das rein methodische hinausgeht, als ein Ensemble von genuin relationalen“ (ebd.) – d. h. allein „aus einer relationalen Perspektive heraus“ (ebd.) formulierten – „Theoremen zu begreifen“ (ebd.). Der Begriff des „Ensembles“ meint für sie dabei mehr als nur „diese Theoreme verfügbar zu haben, mit denen wir es innerhalb der relationalen Perspektive zu tun haben, sondern auch nach ihrem Zusammenspiel zu fragen und dieses zu verbessern“ (ebd.). Darin sehen sie zugleich ein „Kriterium“ für die Entwicklung „der Netzwerkforschung hin zu einem ‚echten‘ Theoriegebäude“ (ebd.).

Die Netzwerkforschung selbst bezieht sich in dieser Weise – wie Stegbauer/Häußling (2010a, S. 237) konstatieren – „auf wenige theoretische Figuren“. Allerdings sucht sie vor allem in der Bundesrepublik in den letzten Jahren verstärkt „Anschluss an bereits vorhandene Theoriestränge“ (ebd.), die dann „gewissermaßen als theoretische Basisbausteine fungieren“ (Hennig/Kohl, 2011, S. 35). Martina Hennig und Steffen Kohl entdecken solche „in der Rollentheorie, den Annahmen der Handlungstheorie, der Theorie zum sozialen Austausch, der Balancetheorie und dem Strukturalismus“ (ebd.). Vor allem aber seien es handlungstheoretische Konzepte, wie Boris Holzer (2010, S. 155) konstatiert, auf die in der Netzwerkforschung zurückgegriffen werde, um die von Granovetter monierte Theorielücke zu schließen. Holzer ist jedoch nicht der einzige, für den „durch die von Luhmann vorgenommene Umstellung [der Systemtheorie M.M.] auf eine Kommunikationstheorie [...] System- und Netzwerktheorie keinen Gegensatz mehr bilden“ (ebd.). Roger Häußling verortet dieses Interesse jedoch eher auf Seiten der Systemtheorie, „Ankopplungsmöglichkeiten an die Netzwerkforschung zu suchen“ (2010a, S. 81). Ja, er sieht sogar die Gefahr „einer ‚Kolonialisierung‘ der Netzwerkforschung für systemtheoretische Zwecke [...] –

sei es, um die Systemtheorie empirisch zu wenden, sei es, um neue Formen der inter- und transsystemischen sozialen Prozesse theoretisch besser in den Griff zu bekommen, sei es, um im netzwerktheoretischen Feld die Diskurs-
hoheit zu erlangen“ (ebd.).

Er selbst hat an anderer Stelle vier Bereiche identifiziert, „die bis heute entscheidende Desiderate der Netzwerktheoriebildung darstellen:

1. wäre ein Konzept zur Beschreibung der Formation, Reproduktion und Transformation sozialer Netzwerke zu erarbeiten, bei dem das Hauptaugenmerk – anders als in der bisherigen Netzwerkforschung – den Dynamiken gelten sollte. Eine Netzwerktheorie müsste
2. auch der Einsicht Rechnung tragen, dass sich soziale Strukturen, Kultur und menschliche ‚Agency‘ wechselseitig voraussetzen. Hierbei bildet vor allem die adäquate Berücksichtigung der Kultur ein Desiderat.
3. müssten einerseits die Motive der Akteure und andererseits ihre normativen Orientierungen in einem solchen Theorieansatz gebührend berücksichtigt werden. Schließlich hätte
4. die Netzwerktheorie zu zeigen, wie kreative Aktivitäten einzelner Akteure Prozesse der Netzwerkebene konstituieren, die ihrerseits wiederum prägend auf den Einzelnen und sein Handeln (ein)wirken.

Eine Möglichkeit, diese vier Herausforderungen konstruktiv aufzugreifen“ (2010b, S. 65) sieht er darin, „die Netzwerkforschung an eine grundsätzlichere Konzeptualisierung von Relationen und relationalen Prozessen zurückzubinden“ (ebd.).

Nicht nur Häußling (vgl. auch 2006; 2010b), sondern vor allem Betina Hollstein (2001; 2010) hat in diesem Zusammenhang die Bedeutung von Georg Simmel hervorgehoben. Zwar findet sich vereinzelt bei Simmel auch schon der Netzwerkbezug z.B. in seinem „Exkurs über das Problem: Wie ist Gesellschaft möglich?“ (1992, S. 61 f.). Entscheidender Anknüpfungspunkt ist jedoch sein Wechselwirkungsbegriff, der auf die zwischenmenschliche Sphäre sozialer Beziehungen abhebt, die von ihm strikt prozessual gedacht wird. Mit diesem Begriff sucht Simmel nicht nur Gesellschaft prozessual als Vergesellschaftung zu theoretisieren und struktural einer geometrieähnlichen Analyse zu unterziehen. Zugleich werden auch die Individuen in seiner Theorie als „Kreuzung sozialer Kreise“¹ in Wechselwirkungen aufgelöst. Damit bietet er sich als Bezugspunkt für eine Netzwerkforschung geradezu an, die sich ambitioniert als „eine genuin eigenständige soziologische Betrachtungsweise auf Soziales“ (Stegbauer, 2010, S. 13) zu profilieren und sich damit auch „paradigmatisch von anderen – vorzugsweise ak-

1 Diese Überlegungen zur Kreuzung sozialer Kreise sind später von Sigfried Nadel (1957) und anderen im Konzept der sozialen Rolle aufgegriffen worden.

teurs- oder gesellschaftszentrierten – Ansätzen“ (ebd.) zu unterscheiden trachtet.

Stegbauer (2002) selbst hat sich in seiner Weiterentwicklung des Reziprozitätsbegriffes der Formalen Soziologie neben Simmel auch auf Leopold von Wiese bezogen. Letzterer kritisiert den Wechselwirkungsbegriff Simmels und schlägt stattdessen den Begriff der Wechselbeziehung vor (ohne dabei darauf zu verweisen, dass dieser Begriff ebenfalls schon bei Simmel Verwendung gefunden hat). Besteht Simmels Verdienst darin, die konstitutive Bedeutung der Wechselwirkungen erkannt und zum genuinen Gegenstand soziologischer Analyse gemacht zu haben, gelingt von Wiese (1966, S. 106 ff.) eine erste systematische Ordnung der Vielfältigkeit und Dynamik sozialer Beziehungsformen nach den vier Hauptkategorien sozialer Prozess, Abstand, sozialer Raum und soziales Gebilde.

Ich will es hier bei diesen Andeutungen bewenden lassen, ist doch der Beitrag dieser Klassiker zu einer Theoriebildung Sozialer Arbeit, ebenso wie der von Handlungs-, Rollen-, Balance- und Systemtheorie sowie des Strukturalismus und der Theorie zum sozialen Austausch andernorts schon zur Genüge entsprechend gewürdigt worden. Erst Recht kann ich es mir ersparen, die von Ulrich Otto (2011, S. 1386 ff.) skizzierten fünf größeren an die „Netzwerkperspektive“ anknüpfenden „Thematisierungsbündel“ zu kommentieren. Denn diese sich „sowohl auf Forschungs- als auch Anwendungsfragen“ (ebd.) beziehenden „paradigmatischen Orientierungen“ (ebd.) entstammen nicht dem Theoriediskurs der Analyse sozialer Netzwerke, sondern allesamt dem der Sozialen Arbeit selbst als Disziplin und Profession.

Nicht nur aus Platzgründen werde ich hier auch auf eine kritische Kommentierung derjenigen soziologischen Theorien verzichten, „welche die Netzwerkbegrifflichkeit weitgehend nur metaphorisch einsetzen“ (Häußling, 2010a, S. 70), obwohl beispielsweise Manuel Castells (1996) „The Rise of the Network Society“ (deutsch 2001) im Hinblick auf eine gesellschaftstheoretische Fundierung der Theorie Sozialer Arbeit von Heinz Sünker als „die gegenwärtig weit reichendste Analyse zur Einschätzung der Restrukturierung des Kapitalismus [...] in der Folge des Globalisierungsprozesses“ (2011, S. 250) bezeichnet worden ist. Denn wie von Roger Häußling dargelegt „hat sich die Netzwerkforschung [aus guten Gründen] von den Ansätzen distanziert, die sich einem rein metaphorischen Gebrauch der Vokabel Netzwerk zur Beschreibung der Gegenwartsgesellschaft bzw. wichtiger Aspekte derselben verschrieben hat“ (2010a, S. 82).

So werde ich mich im Folgenden auf eine kritische Diskussion der Bedeutung jener „prominente[n] netzwerkanalytische[n] bzw. relationale[n] Theoreme“ (ebd.) für den disziplinären Diskurs Sozialer Arbeit beschränken, denen Bögenhold/Marschall eine zentrale Stellung im Hinblick auf die Entwicklung „der Netzwerkforschung hin zu einem ‚echten‘ Theoriegebäude“ (2010, S. 288) eingeräumt haben. Zu diesem „Ensemble“ von Theoremen zählen sie:

- a) „die Stärke schwacher Beziehungen“ (ebd.),
- b) „strukturelle Löcher und strukturelle Autonomie“ (ebd.),
- c) „Sozialkapital“ (ebd.),
- d) „das (strukturalistische) Embeddedness-Argument“ (ebd.) und
- e) „strukturelle Äquivalenz“ (ebd.).

Ulrich Otto hat „mit Blick auf wesentliche Fragestellungen der Sozialen Arbeit“ (2011, S. 1377) zwei Perspektiven unterschieden: „Eine erste fokussiert auf relationale Netzwerke, in denen es um Netzwerke direkter Verbindung zwischen den einzelnen AkteurInnen geht. Neben diesen sind für eine Reihe von Analysen im Bereich Sozialer Arbeit auch positionale Netzwerke im Blick, in denen es um Akteure als Positionsrolleninhaber geht. Hier werden Teilstrukturen analysiert, indem danach gefragt wird, wie strukturell ähnlich sich einzelne soziale Elemente in Hinsicht auf bestimmte Eigenschaften sind (z.B. Positionen, Rollenvorschriften, Verwandtschaftsgrade)“ (ebd.). Die Theoreme a) und b) beziehen sich auf die erste Perspektive, e) auf die zweite, während die Theoreme c) und d) in beiden Perspektiven zum Tragen kommen.

Obwohl sicher die erste Perspektive für die Praxis Sozialer Arbeit bedeutsamer ist, will ich mit Theorem e) beginnen, weil dieses von Harrison White (1992, 2008) im Rahmen eines „relationalen Konstruktivismus“ (Holzer, 2006, S. 79) zu einer allgemeinen Netzwerktheorie weiterentwickelt wurde, während die anderen Theoreme „auf viel einfacherem Niveau“ (Stegbauer, 2010, S. 13) eher als „Unterkonzept[e] in der [...] Theoriediskussion“ (Haas/Mützel, 2010, S. 59) aufgenommen wurden.

Zur kritischen Würdigung von Harrison Whites relational-konstruktivistischer allgemeiner Netzwerktheorie im Hinblick auf Soziale Arbeit

Schon das von White gemeinsam mit Breiger (1975) ausgearbeitete Theorem der „strukturellen Äquivalenz“, das soziale Handlungen nicht aufgrund der unmittelbaren sozialen Verbundenheit von Akteuren, sondern aufgrund der Muster von Beziehungen erklärt, die die Position und Rollenstruktur eines/einer Handelnden relativ zu allen anderen Handelnden im Netzwerk definieren, wurde als ein „Meilenstein der soziologischen Theoriediskussion“ (Mützel, 2010, S. 302) gefeiert. Seine algorithmische Umsetzung fand dieses Theorem in der Blockmodellanalyse (s.o.), mit deren Hilfe die Struktur der Beziehungen vereinfacht wird. Zu einer allgemeinen Netzwerktheorie konnte White dieses Theorem jedoch erst dadurch weiterentwickeln, dass er es mit der soziologischen Erkenntnis koppelte, dass soziale Handlungen andauernde Beziehungen schaffen indem sie Interpretationen hervorrufen.

Damit stellte er das bis dahin vorherrschende ahistorische strukturalisti-

sche Bild der Netzwerkforschung von Beziehungen als ermittelbare und erfassbare Verbindungen ohne Ziel- und Inhaltsambiguitäten grundsätzlich in Frage. In den Blick rückte er dafür, wie im sozialen Kontext Bedeutungen und auch neue soziale Formationen (fresh action) entstehen können. White theoretisiert in diesem Zusammenhang Netzwerke als fluide, mehrlagige Beziehungsstrukturen, die auf Bedeutungszuschreibungen basieren und selber Bedeutungen generieren. Um der damit implizierten Unsicherheit und Ungewissheit zu entgehen, entstünden aus Bestrebungen der in solchen Netzwerken Agierenden nach Halt und Positionierung (control) allein und in Interaktion mit anderen Identitäten (identity). Durch Zumessen von Bedeutung werde die Kontrollbestrebungen einer Identität zur sozialen Realität für die andere und umgekehrt. Dabei würden Bedeutungen gerinnen und sich zu Geschichten (stories) formieren, die auch als Signale für Dritte wirkten. Da die Interpretation und die Auswirkungen von Signalen nicht kontrolliert werden könnte, schließe sich eine Theoretisierung solcher Beziehungen entsprechend den Regeln von strategisch-rationalen Spielen oder argumentativen Debatten aus. Vielmehr produziere das Geschichtenerzählen im lokalen Gefüge Zuschreibungen, die in der gemeinsamen Interpretation aller Beteiligten verknüpft oder entkoppelt würden.

Aus der Verknüpfung und Verdichtung solcher Geschichten (stories), mit denen die Bedeutung von Beziehungen kommuniziert werden, sieht er auf diese Weise dann in den Beziehungen spezifische Netzwerkdomänen (networks) entstehen. Auch als Begleiterscheinung des Wechsels (switching) zwischen Netzwerkdomänen entstünden entsprechende Geschichten, wobei dieses Wechseln sowohl eine Reflektion über die Verbindungen innerhalb einer Netzwerkdomäne als auch die Möglichkeit für neue Bedeutungen ermögliche. Damit würden nicht nur die Verbindungen zwischen den Handelnden durch entsprechende Geschichten mitkonstruiert, sondern auch deren Identitäten.

Unzweifelhaft ist White damit gelungen, eine streng relationentheoretische, allgemeine Netzwerktheorie vorzulegen. Bezüglich einer auf Soziale Arbeit bezogenen Theoriebildung ist in dieser Hinsicht sicher von entscheidender Bedeutung, dass im Zuge der damit verbundenen ‚Dekonstruktion‘ ontologischer Seinsbestimmung die Möglichkeiten zu neuen sozialen Formationen (fresh action) in den Blick gerückt werden. Zudem lässt sich das switching-Theorem, wonach das Wechseln zwischen Netzwerkdomänen sowohl eine Reflektion über die Verbindungen innerhalb einer Netzwerkdomäne als auch die Möglichkeit für neue Bedeutungen ermögliche, auch zur theoretischen Begründung jener Seite dessen, was Michael Winkler „sozialpädagogischen Ortshandeln“ genannt hat, heranziehen, die darauf zielt, das Subjekt „in eine veränderte soziale Position“ (1981, S. 294) zu bringen, welche es „nicht nur [...] zu einer – in des Wortes mehrfacher Bedeutung – Stellungnahme“ (ebd.), sondern auch zu einer neuen „Perspektive gegenüber der es umgebenden Welt“ (ebd.) herausfordere.